Die «Deutsche Adria - Zeitung» erscheint täglich morgens, auch sonntags. Bezugspreis: in Italien monatlich Lire 25.—, im Reich monatlich RM 3.— zuzüglich RM 0.42 Zustellgebühr. Bestellungen aus Italien an den Verlag, im Reich bei jeder Postanstalt. Postverlagsort Klagenfurt 2. Zuschriften aus dem Reich und von Wehrmachts- und Einsatzdienststellen müssen mit dem Leitvermerk: «Durch Deutsche Dienstpost Adria» versehen werden. Z. Zt. ist Preisliste 1 v. 1./1./44 gültig.

S. I. A. P.
BIBLIOTECA COMUNALE SV2
UDINE
VIA BARTOLINI

BIBLIOTECA COMUNALE DI UDINE

DEUTSCHE ZEITUNG

Triest, Piazza Goldoni 1. Fernsprecher: Sammelnummer 93 806; ausserdem über Militärnetz 210. Fernschreiber: 064 657. Berliner Schriftleitung: Berlin W 8, Jägerstrasse 70, Tel.: 11 26 17. Bankkonto: Sparkasse der Stadt Triest und Banco di Roma, Triest. In Tarvis: Banca del Friuli. Postscheck: Triest 11/6007. In Deutschl. Postscheckkonto der Dresdner Bank, Berlin Nr. 800 mit Angabe «für Deutsche Adria-Zeitung, Triest», K.to 642 111.

Nr. 344 - Jahrgang 1 — 24. Dezember 1944 — Preis L. 1.—, im Reich 20 Rpf.

Lage in Athen «unendlich trostlos»

BERN

Ueber die «sturmhohen politischen Schwierigkeiten in Athen, die Verwüstungen und die unendlich trostlose Lage» berichtet der Londoner Korrespondent der «Tat». Er schreibt: «Die Hoffnung, dass die Kämpfe in Griechenland vor Weihnachten zu Ende gehen werden, erfüllte sich nicht. Athen leidet bitterlich unter dem lang hingezogenen Konflikt. Die Beschiessung des Stadtinnern durch das Feuer der Elas-Batterien und durch Mörser war verheerend. Noch schwerere Schäden richteten aber die Sprengungen von Gebäuden an. Andererseits hat natürlich auch der vermehrte Einsatz von englischen Flugzeugen viel zur weiteren Verwüstung der griechischen Hauptstadt beigetragen. Der Generalstreik dauert an, die Lebensmittel werden knapper». Der «Times»-Korrespondent in Athen bezeichnet daher die Lage als «unendlich trostlos».

Namhafte arabische Spende

BERLIN

Reichsminister Dr. Goebbels empfing eine Abordnung von arabischen Freiwilligen, die als Zeichen ihrer engen Verbundenheit mit dem nationalsozialistischen Deutschland eine namhafte Spende für das deutsche Rote Kreuz übergaben. Dr. Goebbels brachte in einer kurzen Ansprache seinen Dank zum Ausdruck und betonte, dass der Kampf der deutschen Wehrmacht, in deren Reihen auch arabische Freiwillige stünden, sich gegen die jüdische Welttyrannei und den britischamerikanischen plutokratischen Imperialismus und damit auch gegen die traditionellen Feinde des Arabertums richte.

Bulgarien ohne Arzneimittel

STOCKHOLM

Die Sowjetregierung hat ein Ersuchen Bulgariens um Lieferung von Arzneimitteln abgeschlagen. In Sofia ist durch diese Weigerung grosse Verlegenheit entstanden, da bereits jetzt eine beträchtliche Arzneiknappheit besteht und Auswirkungen auf den Gesundheitszustand des Volkes eintreten müssen. Bisher bezog Bulgarien Arzneimittel aus Deutschland, dem die Verratsregierung im September auf Moskauer Wunsch den Krieg erklärte. Die vorhandenen Vorräte sind durch Juden aufgekauft und verschoben worden. Auch ein Versuch, von angloamerikanischer Seite Arzneimittel zu erhalten, ist gescheitert. In absehbarer Zeit wird es daher in Bulgarien so gut wie keine Arzneimittel mehr geben.

Gangster in Rom

STOCKHOLM

Wie Reuter aus Rom meldet, gab der kommandierende General des römischen Stadtgebietes, Brigadegeneral Thoburn Brown, am Sonnabend bekannt, dass die angloamerikanische Militärpolizei vier Banden von Militär- und Zivilgangstern gefangengenommen habe, die das Gebiet von Rom in den letzten Monaten unsicher machten. Diese Gangster hätten in grossem Ausmasse Verbrechen begangen, darunter bewaffnete Raubüberfälle und Anfertigung von Falschgeld. Eine der Banden habe sich ausschliesslich aus Deserteuren angloamerikanischer Truppenteile zusammengesetzt, die vom Strassenraub an den Hauptstrassen nördlich und südlich von Rom lebten.

Entlastungsversuche für Eisenhowers Westfront

Weder die Apenninfront noch die Sowjets können den Amerikanern im südbelgischen Raum helfen

Eigener FS-Bericht

BERLIN

Wenn zwei weit entfernte Fronten durch neu entbrannte Angriffe gekennzeichnet werden, so besteht für mindestens einen die Wahrscheinlichkeit eines gewissen Zusammenhanges mit den für Eisenhower überraschenden Ereignissen im Westen, für die italienische Front nämlich, die seit Mittwoch im Zeichen eines neuen britischen Grossangriffes steht.

Allerdings ist die Frage nur sehr schwer zu beantworten, wie die italienische Front überhaupt Einfluss auf den Mittelabschnitt im Westen haben soll. Taktische und operative Zusammenhänge gibt es nicht. Unsere italienische Front führt geradezu ein Eigenleben, was die dort kämpfende Heeresgruppe betrifft. Sie hat eine Linie zu halten, die keine Beziehung zu anderen Fronten hat. Sie tut das mit einer sehr bestimmten Anzahl von Divisionen, die auch in ihren Anforderungen an das Ersatzheer gegenüber den anderen Fronten völlig in den Hintergrund treten. Die Bitte um Fernunterstützung mag an Alexander herangebracht worden sein. Er hat sie entweder eiligst erfüllt oder nur auf die Gleichzeitigkeit solcher Forderung mit seinen eigenen Ueberlegungen hingewiesen. Jedenfalls sind Teile der achten britischen Armee seit Mittwoch im Angriff und zwar auf verhältnismässig schmaler Front auf zehn Kilometer Breite nördlich Faenza, über das in den letzten Tagen die Schlacht hinwegging. Mit aussergewöhnlich starker Artillerievorbereitung wurde dieser neueste Angriff der Briten — der wievielte in den letzten Monaten? — vorgetragen, blieb jedoch nach zwei Kilometern Entwicklung liegen. Der neue Schwerpunkt dürfte wohl den alten von Bagnacavallo ablösen, der infolge schwindender Angriffskraft der eingesetzten kanadischen Divisionen nicht aufrechterhalten werden konnte. Das Ziel bleibt die Via Emilia in Richtung auf Bologna, ein alter, oft verwehrter Wunsch der achten Armee wie ihrer Nachbarin, der amerikanischen fünften Armee. Aber mit einer Entlastung für Eisenhower dürfte dieser Vorstoss nichts mehr gemeinsam haben als die zeitliche Uebereinstimmung.

Es könnte überhaupt nur eine Grossfront Eisenhower eine fühlbare Hilfsstellung geben wie etwa die Sowjetfront, die in ihrer Ausdehnung die Westfront bei weitem übertrifft. Aber zwei Momente machen die Wirksamkeit solcher zeitlichen Unterstützung völlig illusorisch. Wechselwirkungen zwischen Ost- und Westfront bestehen in den grundsätzlichen Linien. Ost- und Westfront stellen wie jeder Mehrfrontkrieg eine erhebliche gleichzeitige Belastung dar. Wir konnten dem Invasionsangriff nicht mit voller Kraft entgegentreten, weil sehr grosse Teile unserer Wehrkraft im Osten gebunden sind. Die vermehrten personellen und materiellen Anstrengungen der totalen Kriegsaktion dienten gerade dem Zweck, beiden Fronten Genüge zu tun. Die Angriffsgruppe, die seit dem 16. Dezember zwischen Venn und Eifel im Angriff gegen belgischen Raum steht, wurde aufgebaut, ohne dass der Ostfront ein einziger Mann entzogen wurde. Selbst die grösste Sowjetoffensive könnte auf den Lauf der Westschlacht keinen Einfluss gewinnen.

Eine sehr wichtige Frage ist weiterhin, ob sich die Sowjets in ihren eigenen Operationen überhaupt nach den Wünschen ihrer Bundesgenossen richten. Sie warteten bei Beginn der Invasion auch vierzehn Tage, bis sie selbst zur Sommeroffensive antraten. Sie verfahren nach ihren eigenen Dispositionen und nicht nach den Appellen ihrer bedrängten Freunde. Darum ist der sowjetische Angriff zwischen Plattensee und Budapest auch ohne Zusammenhang mit dem Westen. Darum wird auch die ganz sicher zu erwartende grosse Winteroffensive der Sowjets nicht den augenblicklichen Sorgen Eisenhowers Linderung verschaffen. Für den Abschnitt dieser Winterunternehmung liegen sehr sichere Anzeichen vor. Im Gebirge wird der Gegner zu dieser Zeit nicht operieren können und wollen, denn die Schwierigkeiten solcher Einsätze spürt er in Nordungarn täglich. Die grosse Ebene an der Weichsel wird ihn reizen, nachdem er dort vom Sommer her noch drei Brückenköpfe bei Baranow, Pulwy und Warka besitzt, die ziemlich geräumig sind und darum schon Truppenmassierungen gestatten. Doch kann ein sowjetischer Angriff an der Weichsel und Wisloka uns niemals überraschen. Solange die Ostfront in diesen Abschnitten ruhig blieb, wurde hier Tag und Nacht an den Verstärkungen der Stellungen gearbeitet. Ein Netz von Befestigungen und Hindernissen zieht sich in ununterbrochener Linie durch das Generalgouvernement. In ihm muss sich auch der stärkste Angriff schliesslich festlaufen.

Die mit starken Kräften ausgelöste Teiloffensive zwischen Plattensee und Budapest soll dem Durchbruch unseres Riegels gelten, der den Feind verhinderte, seinen Druck gegen Budapest von Südwesten her fortzusetzen. Man muss darin eine Ergänzung der Doppelschlacht in Nordungarn sehen, die zwischen Donauknie und Ipolysag nach Westen und nördlich Miskolc mit nördlicher Druckwirkung vom Gegner betrieben wird, so sehr der ungarische Kampfraum auch nach Norden rückte, der Budapester Abschnitt ist doch sein Herzstück geblieben, dem der neue Vorstoss zwischen Plattensee und Donau wieder gilt. Keine Spur von Fernwirkung reicht aber vom Plattensee bis in die Ardennen, wo deutsche Panzer die breite Lücke rissen, die der Feind vergeblich zu schliessen sich bemüht.

∴

Die in den Wehrmachtberichten vom Freitag und Sonnabend erwähnten feindlichen Entlastungsangriffe gegen die Nordflanke unserer in die Ardennen eingebrochenen Verbände, scheiterten alle am Widerstand unserer Truppen, die nach Abwehr des Feindes von neuem vordrangen und Boden gewannen. In der Mitte des Durchbruchsraumes stiessen unsere Panzerverbände und Volksgrenadierdivisionen aus den Ourthe-Brückenköpfen vor und drückten die geworfenen Nordamerikaner beiderseits des Flusses weiter zurück.

Mit 18 Schützendivisionen und mehreren Schnellkorps versuchen die Sowjets am Velencze-See nach Norden durchzubrechen. Gleichzeitig greifen sie im Waldgebiet nördlich des Donauknies nach Westen an, um den Gran zu überschreiten. An beiden Abschnitten wurden ihnen schwere Verluste zugefügt und ihre Angriffe zum Stehen gebracht.

Rätsel um die neue Fernwaffe

Eine Rakete mit 15 Tonnen – Produktion und Flug der V 2 nicht zu stören – 5000 km in der Stunde

BERLIN

Das nervöse Nachrichtenspiel Englands und Amerikas um die V 2 beginnt langsam gewisse Formen anzunehmen. Wenn man auch immer noch bemüht bleibt, jeden Anhaltspunkt über die Wirkung dieser neuen Vergeltungswaffe zu vermeiden, so muss man sich langsam doch dazu bequemen, wenigstens über die Waffe selbst präzise Angaben zu machen.

Der britische Nachrichtendienst beschreibt die V 2 als eine riesige Rakete mit einem Gewicht von 14 — 15 Tonnen bei einer Länge von neun und einem Durchmesser von über einem Meter. Das Geschoss habe die Form einer ungefügen Bombe mit vier Leitwerken am Schwanzende, um die Stabilität zu sichern. Der Raketenantrieb enthalte u. a. eine komplizierte Turbine, deren Zweck man darin sehe, den Antrieb von der Luft unabhängig zu machen und dadurch die Rakete über die Luftschicht der Erde hinausfliegen zu lassen. Im Einzelnen zerbricht man sich über den Vorgang dieses hochentwickelten Antriebes jedoch noch den Kopf. Man weiss nur zu berichten, dass die V 2 mit einer Geschwindigkeit von etwa 5000 km in der Stunde und einer Reichweite von ungefähr 380 km eine Höhe von 100 km erreicht. Der Flug eines Körpers mit Ueberschallgeschwindigkeit in die Stratosphäre ist das Problem, mit dem man sich drüben im Augenblick auseinandersetzt. Man begründet hiermit vor allem das schon lange offenbarte Bekenntnis, dass jede Abwehr der V 2 unmöglich ist. Weder Flak noch Jäger noch Ballonsperren, nicht einmal Störsender können den Flug der V 2 auch nur im geringsten beeinflussen, geschweige denn sie abwehren.

Die zuständigen deutschen Stellen haben diesen Feststellungen an sich nichts hinzuzufügen. Es wird auf die Dauer jedoch nicht zu vermeiden sein, dass der britische Nachrichtendienst die Weltöffentlichkeit auch Einblick in die Wirkung der V 2 nehmen lässt. Wenn Reuter vor kurzem von quadratmetergrossen Teilen der V 2 berichtet, die man in einer Entfernung von über 3 km von der Einschlagstelle gefunden hat, so mag das als erste Andeutung in dieser Richtung gewertet werden, wie eine Verlautbarung, wonach die V 2 eine weit wirksamere Sprengladung enthielte als die V 1.

Wir wollen weiteren Eingeständnissen unserer Gegner nicht vorgreifen, wollen im Augenblick nur das eine feststellen: Die deutsche Rüstung hat nicht nur die Entwicklung des V 2-Geschosses mit Nachdruck betrieben, sondern führt bereits seit langem in zahlreichen, gegen jede Feindeinwirkung gesicherten Fertigungsstätten eine ansehnliche Produktion dieser Waffe durch. Der Tag, an dem der für das V 2-Feuer verantwortliche Kommandeur dem Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, Albert Speer, den tausendsten Abschuss melden konnte, liegt schon weit zurück. In vorausschauender Arbeit sind viele Abschussplätze angelegt worden, so dass das V 2-Feuer auf England unaufhaltsam weitergehen wird. England aber mag sich unterdessen darüber den Kopf zerbrechen, wie es ein Raketen-Geschoss, dessen Treffsicherheit und Fertigung es nicht zu stören vermag, auf die Dauer hinnehmen will.

Männer der V 2 ausgezeichnet

BERLIN

Der Führer verlieh auf Vorschlag des Reichsministers für Rüstung und Kriegsproduktion, Albert Speer, das Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes mit Schwertern an fünf Wissenschaftler und Techniker, die sich um die Entwicklung, Fertigung und den Einsatz der V 2 einmalige Verdienste erworben haben. Ihre Namen werden zu einem späteren Zeitpunkt bekanntgegeben.

«Paradoxer Mangel»

Warum die Tonnage der Feindmächte nicht ausreicht - Leere Versprechungen

STOCKHOLM

Die Alliierten leiden unter einem «geradezu paradoxalen» Tonnagemangel, stellt der New York Korrespondent von «Svenska Dagbladet» fest. Von zuständiger Seite werde hervorgehoben, dass niemals seit Beginn des Krieges die alliierten Seetransporte mit derartigen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätten wie jetzt. Der Tonnagemangel sei insofern eine der grössten Paradoxien dieses Krieges, als noch niemals eine Gruppe von Staaten eine so gewaltige Handelsflotte für militärische Transporte kontrollierte.

Das amerikanische aussenpolitische Institut habe, so fährt der Korrespondent fort, eine Untersuchung durchgeführt, warum die alliierte Tonnage nicht einmal für den militärischen Bedarf ausreiche, geschweige denn die Hilfslieferungen an die «befreiten Gebiete» ermögliche. Es erweise sich u. a., dass der pazifische Krieg ausserordentlich stark die alliierte Tonnage beanspruche. Die Entfernung zwischen den USA und den Philippinen sei so gross, dass ein Schiff nicht mehr als drei Touren im Jahr machen könne. Hinzu träten Hafenschwierigkeiten in Amerika und Europa.

In diesen Zusammenhang habe die UNRRA auch ihr grosses Hilfsprogramm für Italien nicht durchführen können. Schon vor zwei Monaten habe Roosevelt erklärt, dass 150 000 Tonnen Weizen und Mehl zum Abtransport nach Italien abgezweigt seien und dass bedeutende Lebensmittel- und Kleidermengen abgesandt werden würden. Aus jetzt erfolgten Veröffentlichungen gehe jedoch hervor, dass die zusätzlichen Getreidelieferungen und die dringend angeforderten 1 700 Lastkraftwagen aus unerklärlichen Ursachen noch nicht in Italien eingetroffen seien. Dabei sei die Zahl von 1 700 nur die Hälfte von dem, was die alliierten Behörden in Italien als absolutes Minimum für die Verteilung von Lebensmitteln und anderen Bedarfsartikeln bezeichneten.

Bemerkungen zur Lage

Der Sieg im Westen

D. - *Ein Rückblick auf die erste Woche der deutschen Westoffensive lässt die amerikanische Führung immer noch vor einer ungelösten Aufgabe stehend erkennen. Ursache und Schlussfolgerungen dieser Lage lassen sich wie folgt zusammenfassen:*

1. Die Ueberraschung des deutschen Angriffes war so vollkommen, dass der Gegner bisher nicht in der Lage war, eine durchgehende frontale Abwehr zu organisieren. Seine Gegenmassnahmen suchen weiterhin ihre Ansatzpunkte in den Flanken des Einbruchsraumes.

2. Die Operationsfreiheit in jeglicher Richtung wird von der deutschen Führung mit allem Bedacht gehandhabt. Die Welle des Vormarsches wird nach allen Seiten hin abgeschirmt. Widerstandsnester, die sie umschloss und im Rücken zurückliess, werden geräumt und bereinigt. Bei dieser kompakten Art des Vorgehens wird zunächst auf fernräumigen Effekt verzichtet ebenso wie auf fächerförmige Entfaltung der Panzerstosskeile im Interesse einer engen Geschlossenheit der Angriffsgruppen. Diese haben das Tal der Ourthe hinter sich gelassen und offenbar westliche Marschrichtung eingehalten, wobei Widerstandsgruppen, die den Vormarsch aufzuhalten suchten, zerschlagen wurden, so dass sie eine hemmende Wirkung nicht auszuüben vermochten.

3. Eisenhower besitzt offensichtlich keine operativen Reserven, die er aus der Tiefe des Raumes heranholen kann, um die Bewegung der deutschen Panzer- und Artillerieverbände aufzuhalten. Er ist genötigt, die Eingreifdivisionen den Räumen an Rör und Saar zu entnehmen und dadurch die Kampfintensität an diesen Frontabschnitten zu schwächen. Demgemäss ist die Kampftätigkeit nach einigen vergeblichen Fesselungsangriffen an diesen Abschnitten abgeflaut, zum Teil sogar durch deutsche Gegenangriffe und Räumung von Brückenköpfen durch den Feind eine rückläufige Bewegung geworden. Nur im Ober-Elsass stehen noch zwei gaullistische und eine amerikanische Division in heftigen Angriffen gegen die deutschen Stellungen. Im übrigen ist jede Art von Offensive von Seiten der Angloamerikaner aufgegeben worden.

4. Der Feind war nur auf Angriff eingestellt. Ohne deutsche Offensive hätte er seine Vorstösse gegen die rheinisch-westfälischen und saarländischen Industriegebiete mit Nachdruck fortsetzen können. Diese Absichten sind auf unabsehbare Zeit, zumindest aber auf Monate hinaus, zerschlagen worden. Vielmehr muss der Gegner jetzt mit verstärktem deutschen Druck an der gesamten Westfront rechnen.

5. So betrachtet, ist der bisherige deutsche Erfolg, auch ohne dass zu erwartende weitere Forschritte in Anschlag gebracht werden, schon heute als ein Sieg von erheblichem Ausmass anzusprechen, dessen entlastende Wirkung sich bereits so weitgehend bemerkbar macht, dass die neue Entlastungsoffensive der Sowjets in Kurland, die den Amerikanern zuhilfe kommen soll, keine neue Zwangslage für die deutsche Führung schafft. Auch der anhaltende starke Druck der Bolschewisten im Raum von Budapest kann mit den vorhandenen Mitteln abgewehrt werden.

Von Angst vor dem Einsatz in der Fabrik ist in diesen Gesichtern nichts zu lesen. Die drei Freundinnen kamen erst vor wenigen Wochen zum Rüstungseinsatz und jetzt sitzen sie nebeneinander am gleichen Arbeitsplatz und scheinen sich bereits recht gut eingelebt zu haben. Aufn.: PK. Kempe

Weihnachten unsentimental

Von Dr. Hermann Pirich

TRIEST

Es war im Kaukasus im Dezember 1942. Nachts presste uns die Kälte Tränen aus den Augen, tags versanken wir unter der sengenden Sonne bis zu den Knien im Schlamm. Aber wir hatten mit dem Hexeneinmaleins des deutschen Landsers aus den schäbigen ossetischen Katen kleine Paradiese an Gemütlichkeit gezaubert, die wir nur dann verliessen, wenn der kategorische Imperativ gewisser Lebensnotwendigkeiten es verlangte oder wenn der Russe mal wieder im brauenden Nebel, der meist unser Dorf einhüllte, herumgeisterte. Aber wir liessen uns weder das eine noch das andere verdriessen, wir freuten uns vielmehr, dass, wie es schien, wir endlich eine Bleibe hatten und für Weihnachten unsere «Dispositionen» treffen konnten. Aber es *schien* bloss. Denn als sämtliche Hühner und Gänse, die für den grossen Weihnachtsschmaus der Kompanie vorgesehen waren, schon geschlachtet und fein säuberlich gerupft dalagen und wir uns förmlich aalten in kindlicher Vorfreude, kam der Abmarschbefehl. Zwei Tage vor dem Weihnachtsabend. Und es handelte sich nicht etwa nur um eine Umgruppierung, die sich möglicherweise bis zum Festtag hätte vollziehen lassen, sondern um den Auftakt unserer Absetzbewegungen aus Russland.

Es würde zu weit führen, hier in auch nur ganz groben Zügen unsere Reaktion auf diesen Befehl zu schildern. Wir versahen ihn jedenfalls mit Glossen und Kommentaren, mit denen verglichen die giftigsten Randbemerkungen Friedrichs des Grossen verschnörkelte Höflichkeitsfloskeln waren. Wir kannten damals die Zusammenhänge nicht, die zu einem solchen Befehle geführt hatten, und waren darum aus allen Wolken gefallen. Zudem hatten gerade wenige Tage vorher die Sowjets ihre wochenlangen, wütenden Angriffe wie resignierend eingestellt, so dass wir jetzt doch wohl mit einem «Otto» von immerhin mittlerer Güte rechnen durften, was in der Landsersprache ungefähr soviel bedeutet wie die Bärenhaut bei den alten Germanen. Statt dessen hiess es nun, die Weihnachtsfeiertage auf dem Rückzug zu verbringen, und überdies als Nachhut, da wir zur Panzereinheit unserer Division gehörten. Was das heisst, weiss nur derjenige, der wie wir vierundzwanzig Stunden vor dem eigenen Abmarsch den ganzen Tross von hinnen ziehen sah — den Tross mit all den schön gerupften Hühnern und Gänsen! Und mit unserem Tannenbaum, den wir uns mit so viel List und Tücke sozusagen mitten aus den Sowjets herausgeholt hatten.

Und dann das Warten. Immer wieder der Blick auf die Uhr. Noch so und so viel bis zum Abrücken. Und die Russen griffen noch immer nicht an, die mussten es doch längst spitzgekriegt haben, dass wir uns empfahlen.

Die Trauer über die verpfuschten Weihnachten, die uns bevorstanden, mischte sich mit einem Gefühl des Unbehagens über die Tatenlosigkeit des Feindes. Wir starrten hinaus in den unheimlichen, wogenden Nebel — kein Russe, kein Laut.

Erst am zweiten Tag, am Tag vor Weihnachten, meldete er sich endlich, anfänglich mit einem tastenden Streufeuer und dann mit seinen geliebten «Stalinorgeln», Salvengeschützen. Bis schliesslich seine ersten, vorsichtig sich anpirschenden, wie schnuppernden Panzer auftauchten.

Am 24. Dezember um die Mittagszeit hatten wir Digora erreicht, nachdem tags zuvor das im Wehrmachtbericht so oft genannte Alagir geräumt worden war. Wie dort so hatte auch hier die gesamte Bevölkerung den Ort schon verlassen und sich in eiligen, endlosen Trecks nach dem Westen aufgemacht. Kaum ein Hund streunte noch durch die Strassen, die nur noch belebt waren von uns und unseren Panzern. Zwei versprengte Gebirgsjäger erschienen noch kurz vor dem Weitermarsch und schliesslich ein vor Gelbsucht quittenfarbiger, ganz maroder Rumäne, der sich mühsam daherschleppte und immerfort klagte, er sei von seinen Kameraden im Stich gelassen worden.

Am Fenster des Funkwagens war ein ganz kleines, künstliches Tannenbäumchen angebracht, das offenbar aus einem Heimatpäckchen stammte. Als die Dämmerung hereinbrach, zündete der Besitzer die winzigen Kerzchen an, nur um sich für kurze Sekunden dran zu erfreuen und sie gleich wieder auszulöschen.

Eine andere Kompanie hatte augenblicklich die Sicherung, so dass wir vor uns hindösen konnten. Die letzten Sprengungen, die die Pioniere vornahmen, hallten wider an den steilen Wänden des sich jäh aus der Ebene hochbäumenden Kaukasus, der mit seinen schneebedeckten Gipfeln gespensterhaft durch die langsam sich niedersenkende Nacht leuchtete.

Ich hockte lümmelnd auf einem Panzer und dachte an daheim, an meine Frau und meine beiden kleinen Söhne, die jetzt gewiss vor Erwartung gerötete Wangen hatten. Vielleicht erklang gerade jetzt die Klingel, die sie hinein zum Weihnachtsbaum und all den Herrlichkeiten unter ihm rief. An den Papa irgendwo weit in der Welt dachten die beiden Kleinen da gewiss nicht, wer wollte es ihnen auch verdenken, sie waren mit anderen, interessanteren Dingen augenblicklich hinlänglich beschäftigt. Ich lachte gutmütig vor mich hin und war so schön traurig.

Diese Traurigkeit schien aber schier ins Bodenlose abzusacken, als wir wenige Kilometer nördlich Digora in einer etwas erhöht gelegenen Kolchose unser flüchtiges Nachtquartier bezogen. Die Panzer wurden in einer nahen Balka in Deckung gefahren, und dann legten wir uns in einer Scheune zur Ruhe. Wir zündeten noch vorher als Weihnachtsbaumersatz einen Kerzenstummel an und liessen den Korken einer Sektflasche knallen, einer freundlichen Spende unseres Kommandeurs. Die Flasche wurde herumgereicht, eine zweite und dritte wurde entkorkt, aber es wollte keine Stimmung aufkommen, nicht einmal ein paar Worte fielen ausser denen, die unsere Lage kennzeichneten und die nichts weiter waren als Variationen auf immer dasselbe klassische Zitat, das den betreffenden Dichter populärer gemacht hat, als dies seine tiefsten Gedanken und dichterischesten Formulierungen vermocht hätten.

Als der Kerzenstummel dann zerfloss und damit der letzte schüchterne Schein erstarb, krochen wir auf unser Stroh. Dieses Stroh aber hatte eine seltsame Eigenschaft: es lebte. Jedenfalls bewegte es sich andauernd, und zwar von nichts anderem als von unzähligen Mäusen, die es bevölkerten und nun in der Dunkelheit uns munter über Hände und Gesicht liefen.

Ich glaubte damals, *traurigere* Weihnachten könnte es nicht geben. Aber ich irrte mich. Ein Jahr danach, als ich durch eine Verwundung in den Genuss eines Weihnachtsurlaubes kam, bestand meine Wohnung nicht mehr. Die *Proletarisierung* des deutschen Volkes durch die anglo-amerikanische Luftwaffe hatte begonnen — die äussere jedenfalls. Dabei war ich noch einer von den Glücklichen, denn ich hatte für meine Familie bei Verwandten draussen auf dem Lande sozusagen einen «Ausweichbetrieb», wenn sie auch dort — bei allem guten Willen, der ihr entgegengebracht wurde — aus Mangel an jeder Art Mobiliar doch hausen musste wie in einem Londoner Schuldturm aus Charles Dickens' Zeit. Und als die Kriegsläufte es so mit sich brachten, dass die Familie abermals auf die Wanderschaft musste, da musste sie dort, wo sie dann landete und wo die Gastgeber keine Verwandten mehr waren, wiederum ein gutes Stück — das letzte Stück — heraustrennen aus ihrer Begriffswelt von Komfort und Zivilisation und es auf eine weite, weite Reise schicken, auf eine «Fahrt ins Blaue» sozusagen, von der nicht einmal das Ende des Krie-

Aus dem Inhalt

Weihnachten unsentimental / Von Dr. Hermann *Pirich*
Auf Nebenpfaden des Krieges Von *Nando*
Von jungen und alten Völkern Von Paul *Niehaus*
Bunker-Weihnacht / Von Hermann-Walter *Döring*
Dank an das Landvolk / Von Landesbauernführer Reinhold *Huber*
Ungarn im Schicksalskampf / Von Bruno *Skrehunetz*
Krieg im italienischen Aether Von Dr. Josef *Schmitz-Forst*
Rote Rekruten nach Afrika / Unser Auslandsbericht
Robert Hamerlings Triester Jahrzehnt / Von Franz Xaver *Zimmermann*
Servolaner Leckerbissen / Von W. *Rasen*
Weihnachtswunsch eines Sportlehrers / Von Heinz *Boevers*
Die Weihnachtsschicht / Von Bernhard *Faust*
Die Geschichte vom Gewalttäter Von Max *Mell*
Goldgrüner Schmetterling / Von Hermann *Hesse*
Forum / Briefe an die Adria-Zeitung
Humor — italienisch gewürzt / Zeichnungen italienischer Künstler

ges eine sofortige Rückkehr verspricht, weil dann in mühseliger Arbeit eben erst alles wieder hergezaubert werden muss, was das segensreiche «Amerikanische Jahrhundert», das genau so stürmisch wie ungebeten bei uns Einlass begehrte, mit Bomben und Granaten hinweggezaubert hat.

Doch was ist das eigene kleine Schicksal noch freundlich im Vergleich zu den hunderttausenden stummen Tragödien, die zu ihrem Dauerszenarium sich die trostlosen Keller der Städte erwählt haben. Zwischen den vielen Stämmen, die die Decken abstützen, leben sie ein Leben teils wie im Walde, teils wie in Grotten — ein Leben der Armut und des Elends, der Angst und der Not, wie es sich nicht einmal die «Miliöh»-Phantasie eines Heinrich Zille hätte ausmalen können und auch nicht die kalte Fabulierlust eines sich in ständiger «J'accuse»-Stimmung befindenden Emile Zola. Die da «unter Tag» ihre Wohnung genommen haben, einfach weil sie keine andere mehr ihr Eigen nennen können, aus beruflichen Gründen aber in der Stadt bleiben müssen — diese Hunderttausende, wie mögen sie da unten Weihnachten feiern?

Wenn das lautlose Schneien unser Denken und Fühlen in Watte packt und der Lichterbaum mit seinem freundlichen Glanz unser Herz erwärmt, hüllt das, was wir unter Gemüt verstehen, seinen weiten, weichen Mantel wohlig um jeden Deutschen. Weihnachten ist das «Sesam, öffne dich!» für die Seele selbst des trockensten Gesellen. Er wird unweigerlich sentimental, und ungemein versöhnlich gestimmt, möchte er am liebsten die ganze Welt in seine Arme schliessen.

Dieses gewohnte und vertraute Bild des Weihnachten feiern den Deutschen — ist es heute nicht längst zu einer *fernen Legende* entrückt? Wir haben in dem vergangenen Jahr zu Bitteres mitgemacht, wir haben zu oft die «Paradelüge» der amerikanischen Bomber über uns ergehen lassen müssen und in bislang noch ohnmächtiger Wut die Fäuste geballt, wir sind von diesen viermotorigen «Stechmücken» zu *viehisch* gequält worden, als dass bloss ein einziger versöhnlicher Gedanke uns auch nur flüchtig weich stimmen könnte. Ein *nie gekannter Hass* erfüllt uns vielmehr ganz — ein Hass, wie er nur noch in den Zeiten der Gegenreformation die Gemüter zu bewegen vermochte. Aber zugleich ein *Glaube*, wie er ähnlich nur in den erbarmungslosen Religionskriegen unsere Vorfahren beseelte und an Opfermut selbst den primitivsten Bergbauer weit über sich selbst hinauswachsen liess.

Dieser Hass wird unser lieber Gast auch unter dem Weihnachtsbaum sein. Er soll den Ehrenplatz einnehmen an unserem bescheidenen Festtagstisch und der Inhalt sein unserer weihnachtlichen Gespräche. Und anführen soll er den endlosen Zug der wehrlos gefallenen Männer in der Heimat und satanisch gemordeten Frauen und Kinder — den grossen, schaurigen Heerbann der Toten dieses Krieges. Sie in unserer Erinnerung und in allen unseren Gedanken an uns vorüberziehen zu lassen, wollen wir an diesem Abend nicht müde werden. Und dass ihr Anblick uns nur noch bestärkt in unserem tödlichen Hass gegen unsere Feinde — das sei unser *einziger* Weihnachtswunsch.

Churchills Sensation

Abbau bei der britischen Flotte und Luftwaffe - Verstarkung des Heeres

Eigener FS-Bericht
STOCKHOLM

Churchill hat den Briten eine wirkliche Weihnachtssensation beschert. Auf der Downingstreet zehn wurde am Freitagabend die Mitteilung ausgegeben, dass die englische Feldarmee um 250 000 Mann verstärkt werden soll. Die Verstärkungen sollen, und das ist für die britische Oeffentlichkeit überraschend, von der Flotte und der Luftflotte abgegeben werden. Ein gewisser Prozentsatz soll auch aus der Kriegsindustrie geholt werden. Auch die Amerikaner, so heisst es in einem amtlichen britischen Kommentar, stünden vor der Notwendigkeit, ihre Feldarmee wesentlich zu verstärken, da sich die bisher mobilisierten Kräfte als unzureichend erwiesen hätten. Die Amerikaner müssten ihre Kräfte mühsam ausbilden, was ausserordentlich zeitraubend sei. Die Ueberführung der für die britische Feldarmee benötigten Kräfte der britischen Flotte und Luftflotte schliesse den Vorteil in sich, dass die Umschulung dieser Kräfte zu Infanteristen wesentlich kürzer sei als die Grundausbildung neu ausgehobener Rekruten in den USA.

Die britische Oeffentlichkeit weiss noch nicht recht, was sie mit dieser Weihnachtsüberraschung Churchills anfangen soll. Instinktiv fühlt sie, dass der Beschluss des Kriegskabinetts die Folge der letzten militärischen Ereignisse ist, deren Ernst jetzt von niemanden mehr verkannt wird. Darüber hinaus aber bedeutet die Massnahme des Kriegskabinetts eine völlige Abkehr von den bisherigen britischen Kriegsmethoden. Der Durchschnittsbrite war bisher felsenfest davon überzeugt, dass Grossbritannien den Krieg in erster Linie durch den Einsatz seiner Flotte und Luftflotte gewinnen werde. Er steht der Tatsache, dass die Zahlen der Flotte und Luftflotte freiwillig reduziert werden sollen, zunächst fassungslos gegenüber. Erst allmählich dämmert ihm, dass beide Waffen keine kriegsentscheidende Bedeutung mehr haben können, da sonst ihr Abbau wohl undenkbar wäre.

In der Londoner Presse wird die Churchillsche Weihnachtssensation vor allem so gedeutet, dass sie das englische Volk seelisch auf einen langen Krieg vorbereiten soll. Die Kriegslage wird jetzt sehr realistisch geschildert. U. a. wird zugegeben, dass die erste amerikanische Armee Eisenhowers fast ihre gesamte Ausrüstung verloren habe. Ihre Wiederbeschaffung bedeutet für die nordamerikanische Rüstungsindustrie ein schwieriges Problem.

Grosse Beachtung findet in der Londoner Presse auch die überraschende Konferenz zwischen Eisenhower und Montgomery, die am Freitag im Hauptquartier Eisenhowers stattfand. Kommentare zu dieser Konferenz liegen nicht vor. Es liegt aber auf der Hand, worüber sich Eisenhower und Montgomery unterhalten haben. Die Montgomery unterstehenden Verbände sind durch die deutsche Offensive bisher nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Dass Eisenhower jetzt ihr Eingreifen verlangt, wäre nicht abwegig.

Zwei neue Eichenlaubträger

BERLIN

Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Generalleutnant Harry Hoppe, Kommandeur der 278. Infanteriedivision, als 682. Soldaten der deutschen Wehrmacht, und an Generalmajor Eduard Crasemann, Kommandeur der 26. Panzerdivision, als 683. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Die 278. Infanterie-Division unter Führung von Generalleutnant Hoppe hatte bereits Anfang Juli 1944 massgeblichen Anteil an dem Abwehrerfolg in der Schlacht von Ancona und wurde dafür am 6. Juli mit ihrem Kommandeur im Wehrmachtbericht genannt. Ende Oktober 1944 warf Generalleutnant Hoppe mit rechtzeitig bereitgestellten Reserven den südöstlich Forli über den Ronco vorgebrochenen Gegner wieder über den Fluss zurück und vernichtete dabei 2 britische Bataillone.

Generalmajor Crasemann hatte schon Anfang Dezember 1944 südlich Rimini einen Einbruch des Gegners in schneidigem Gegenangriff beseitigt. Am 21. November 1944 wurde sein Divisionsabschnitt nach fünfstündigem Trommelfeuer von vier feindlichen Infanterie-Divisionen und Teilen mehrerer Panzerbrigaden angegriffen. Im Gegenstoss bereinigte Generalmajor Crasemann einen gefährlichen feindlichen Einbruch am linken Flügel. In vorderster Linie kämpfend, stärkte er den Widerstandswillen der schwer ringenden Panzergrenadiere. Am 24. November wurde er mit seiner Division im Wehrmachtbericht genannt.

Stimmen von drinnen und draussen

Der Liberalismus hat versagt

«Der Liberalismus hat auf der ganzen Linie versagt», erklärt die führende linksdemokratische USA-Monatszeitschrift «World Review». Die Hoffnungen, so führt das Blatt aus, die man in den USA darauf gesetzt habe, durch den Krieg die Herrschaft der Demokratie in der Welt befestigen zu können, müssen jetzt endgültig aufgegeben werden. Weder in Amerika selbst noch irgendwo in der Welt bestehe heute auch nur die geringste Möglichkeit zur Geltendmachung demokratischer Ideen. Der Gedanke einer friedlichen Zusammenarbeit sei heute jeder Verwirklichung ferner denn je. Ueberall müsse man feststellen, dass Liberalismus und Demokratie völlig versagt und endgültig Schiffbruch erlitten hätten. Man müsse heute, ob man wolle oder nicht, endlich den Mut haben, einzugestehen, dass die Demokratie nicht nur unzeitgemäss und machtlos, sondern geradezu lächerlich geworden sei. Die heutige Welt habe nur noch Platz für Menschen, die sich auf die eine oder andere Seite stellten und bereit wären, aus ihrer Haltung alle Konsequenzen zu ziehen. Es gäbe heute nur eine Alternative: entweder man sei blutroter Kommunist oder aber ein Gegner des Kommunismus. Der weltbeherrschende demokratische Glaube und die demokratische Religion, die durch den Krieg geschaffen werden sollte, sei nicht geboren worden und jede Aussicht auf ihre Neubelebung sei verschwunden.

Mit tiefer Betrübnis

Unter der Ueberschrift «Englands grosse Enttäuschung» stellt die «Basler Nationalzeitung» fest, in den besetzten Ländern drängten überall linksextreme Widerstandsbewegungen zur Macht empor. Die Waffen, die ihnen die Briten lieferten, bedrohten nunmehr die «Befreier». Während die Sowjets in Rumänien und Bulgarien schalten und walten, wie es ihnen beliebt nehmen in West- und Südeuropa die Spannungen überhand. Zwar scheinen sich die Widerstandsbewegungen in Belgien und in Frankreich fürs erste gefügt zu haben. Aber in Griechenland sind die Briten in blutige Kämpfe verwickelt worden und stehen in Gefahr vor der Welt, statt als «Befreier» als «Unterdrücker» dazustehen. Aehnlich kann es sich anderswo wiederholen und man versteht es, wenn General Smuts der Zukunft Europas mit «tiefer Betrübnis» entgegenblickt.

Dillingen vom Feind befreit

Winterschlacht in Belgien nimmt günstigen Verlauf
Entlastungsangriffe des Gegners abgewiesen - Sowjets südlich Libau eingeschlossen und vernichtet

FUEHRERHAUPTQUARTIER, 23. Dezember

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die Winterschlacht in Südostbelgien nimmt weiter einen günstigen Verlauf. Unsere Truppen schlugen an der Nordfront des Durchbruchsraumes zwischen Elsenborn und Stavelot heftige, bis zu vierzehnmal wiederholte feindliche Entlastungsangriffe ab. Zu beiden Seiten der Ourthe drängen sie den geworfenen amerikanischen Verbänden mit starken Kräften nach. Auch in Mittelluxemburg schreiten die deutschen Angriffe fort. Die Zahl der Gefangenen und die Masse der Beute steigen weiter.

An der Saar wurde die Stadt Dillingen vom Feinde befreit, auf breiter Front das rechte Flussufer gesäubert. Nachstossende deutsche Kräfte und unser Artilleriefeuer fügten den Amerikanern bei ihrem Rückzug schwere Verluste zu. Im Raum von Bitsch scheiterten erneute Angriffe feindlicher Bataillone. Zwischen den unteren Vogesen und dem Rhein gewannen unsere Angriffe eine Reihe von Höhen und Ortschaften zurück. Im Oberelsass wurde der bei Kaysersberg und Urbeis angreifende Gegner abgewiesen oder im Gegenstoss wieder geworfen.

Unter der Führung von Generalmajor Huenten führte die Besatzung von St. Nazaire einen starken überraschenden Angriff an ihrer Ostfront, warf den Gegner aus seinen Stellungen weit zurück und drang tief in das feindliche Hintergelände vor. 80 Quadratkilometer sind neu besetzt.

London und Antwerpen lagen auch gestern unter starkem Fernbeschuss.

Von dem unerschütterlichen Widerstand unserer Truppen erschöpft, hat die Kraft der britischen Angriffe in Mittelitalien nachgelassen, unsere Grenadiere zerschlugen zahlreiche Angriffe südwestlich Faenza und im Raum von Bagnacavallo. Nach erbitterten örtlichen Kämpfen konnte der Feind in einem kleinen Abschnitt den Lamone überschreiten.

In Ungarn versuchte der Feind erneut, mit starken Kräften Budapest von beiden Seiten zu umfassen. Gegen die Einbrüche bei Stuhlweissenburg sind eigene Gegenangriffe im Gange; über den Gran vorgedrungener Gegner wurde durch Gegenstösse zurückgeworfen. Eigene Angriffe am Eipel stiessen tief in die rückwärtigen Verbindungen der Bolschewisten.

Schwere Abwehrkämpfe dauern nördlich des Matra-Gebirges und südlich und westlich Grossteffelsdorf an. An der tapferen deutschen Abwehr brach der Angriff starker feindlicher Kräfte östlich Kaschau unter blutigen Verlusten zusammen.

In der dritten Schlacht in Kurland setzten die Sowjets ihre Durchbruchsversuche südlich Frauenburg mit stark zusammengefassten Kräften fort. Sie scheiterten erneut unter so hohen Verlusten, dass unsere Truppen einen grossen Abwehrerfolg errangen. Um einzelne Einbruchsstellen sind die Kämpfe noch im Gange.

Im Küstenabschnitt südlich von Libau schlossen unsere Grenadiere in überraschendem Angriff stärkere feindliche Kräfte ein und begradigten nach ihrer Vernichtung die deutsche Front in diesem Abschnitt. Sie machten Beute und zahlreiche Gefangene.

Deutsche Schlachtflieger, die bei Tag und Nacht vor allem im Raum von Stuhlweissenburg wirkungsvoll in die Erdkämpfe eingriffen, vernichteten gestern neben zahlreichen feindlichen Fahrzeugen 32 sowjetische Panzer. Im übrigen verloren die Bolschewisten durch Jäger und Flakartillerie der deutschen Luftwaffe gestern 77 Flugzeuge, davon 40 über dem kurländischen Kampfraum.

Ueber dem Reichsgebiet waren am gestrigen Tage keine feindlichen Kampfverbände. In den frühen Abendstunden griffen britische Terrorbomber Orte am Mittelrhein an.

Seetransportprobleme gelöst

HAMBURG

Der Führer verlieh auf Vorschlag des Reichskommissars für die Seeschiffahrt das Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz an den Leiter des Tonnage-Einsatzes des Reichskommissars für die Seeschiffahrt, Richard Bertram, Vorstandsmitglied des Norddeutschen Lloyd.

Seit Kriegsausbruch widmete sich Direktor Bertram den zentralen Lenkungsaufgaben der deutschen Schiffahrt. Als Gauleiter Kaufmann zum Reichskommissar für die Seeschiffahrt ernannt wurde, berief er Bertram in seinen Führungsstab und übertrug ihm u. a. die Disponierung über die gesamte deutsche Handelstonnage. In dieser Eigenschaft hat Direktor Bertram die schwierigsten Transportprobleme bewältigt. Ihre Lösung war für die Versorgung der deutschen Rüstungswirtschaft mit lebenswichtigen Gütern, für den Wehrmachtsnachschub und für die Truppenbeförderung von grösster Bedeutung. Mehr im Flugzeug und in der Eisenbahn als am Schreibtisch erfüllte Direktor Bertram seine Aufgaben unter meist schwierigen Verhältnissen. Die hohe Auszeichnung ist die Anerkennung ihres Erfolgs.

Aus dem Skizzenbuch unserer Triester Karikaturisten

Auch Deutschland hat seinen Feinden eine Weihnachtsüberraschung bereitet!

Westfrontecho in Italien

Misstöne aus Sardinien - London polemisiert gegen Mussolini - Tage stiller Einkehr

Von unserem Korrespondenten
VENEDIG

Der Anbruch des diesjährigen Weihnachtsfestes steht auch in Italien politisch im Zeichen der Ereignisse an der Westfront — der deutschen Offensive, die in den Raum Belgiens hineinstösst. In den Weihnachtsartikeln der italienischen Presse, in den Weihnachtskommentaren des italienischen Rundfunks, wie in den amtlichen Weihnachtsaufrufen klingt dieses Motiv auf.

Das Echo der Ereignisse im Westen macht jedoch am Apennin halt. Der Sender Sardinien, der wegen seiner Randlage nicht unter so strenger Ueberwachung gehalten wird, wie die übrigen Rundfunkstationen des besetzten Italien, wendet sich in einem heftigen Kommentar gegen diejenigen, die «zu intensiv an die letzte Mussolini-Rede dächten und die deutsche Gegenoffensive über die Grenzen Belgiens mit allzu grossem Eifer verfolgten». Der Sender belegt diese scheinbar recht ausgedehnte Gruppe von Menschen mit verächtlichen Prädikaten. Ausserdem sagt er von ihnen erstens: Sie sind mit grossem Eifer dabei, Nachrichten über die Tätigkeit des «Feindes» zu verbreiten, zweitens: Sie drehen an den Knöpfen ihres Rundfunkgeräts, und hören zweimal am Tage Sendungen des republikanischen Rundfunks.

In London scheinen solche und ähnliche Symptome ebenfalls Bedenken hervorgerufen zu haben. Der Londoner Rundfunksprecher Stevens sah sich veranlasst, in einem zweiten Kommentar auf die Rede Mussolinis einzugehen, nachdem er in seinem ersten geglaubt hatte, sie oberflächlich abtun zu können. In diesem zweiten Kommentar befasst sich Stevens mit dem von Mussolini angekündigten Guerilla-Krieg in Italien. Vor allem hat die Engländer seinerzeit sehr getroffen, dass ihnen in Florenz, in jenem Florenz, das als die englischste Stadt Italiens galt, die ersten Kugeln der Freischärler entgegenschlugen. Stevens gibt in seinem Kommentar zu, dass die Freischärlertätigkeit in Florenz nicht auf den Augenblick des Einmarsches der englisch-amerikanischen Truppen beschränkt blieb, sondern auch später in Sabotageakten hinter und innerhalb der Frontlinie ihre Fortsetzung fand. «Viele Jugendliche, die unter dem Motto handelten: «In primis ante omnia Italia» haben ihre Zusammenarbeit mit dem Feind schon mit ihrem Leben bezahlt.» Diese jungen Leute hatten ihre Handlung mit dem sehnlichen Wunsch begründet, Italien von den Fremden befreit zu sehen.

Inmitten der Nöte und Bitternisse, die das durch die Front in zwei Teile zerrissene Land vor allem in diesem Jahr betroffen haben, ist das Weihnachtsfest 1944 in Italien mehr als früher ein stiller Tag, ein Tag der Einkehr. In Norditalien sind äusserlich die Verhältnisse anders gelagert, als in Rom, wo man sich, beim Gang zur Christmesse der Gefahr ausgesetzt sieht, von Wegelagerern überfallen zu werden. Die Bevölkerung in Oberitalien erhielt aus Anlass des Weihnachtsfestes Sonderzuteilungen von Zucker, Käse, Fett, Marmelade, deren Höhe je nach den Provinzen verschieden war. In Oberitalien gibt es in diesem Jahr trotz allem keinen Weihnachtstisch, der unbedeckt bliebe. Auch die Sitte, Weihnachtsbäume aufzustellen, hat in diesem Jahr im italienischen Norden stärkere Fortschritte gemacht. Selbst in Venedig, das durch seine Seelage von den Wäldern des Alpengebiets weiter entfernt ist, gab es an allen Ecken und an allen Blumenständen Weihnachtsbäume zu kaufen. In den Häusern gibt es auch mehr, als man es aus Rom gewohnt ist, Weihnachtskrippen. Eine grosse Krippe wurde in den Prokoratien am Marcusplatz von sizilianischen und neapolitanischen Künstlern aufgebaut. Trotz des bewegten Anblickes, den die allgemeine Lage des Krieges bietet, und der fortdauernden Bedrohung Oberitaliens durch den Feind ist diesseits des Apennin der innere Einklang nicht getrübt, der die Voraussetzung für die rechte Feier des Festes bildet.

Organisation und Ordnung

WIEN

Der Aussenminister der bulgarischen Nationalregierung Assen Zankoff gab dem Nachrichtendienst der bulgarischen Nationalregierung zufolge eine Erklärung ab, in der er u. a. hervorhob: Grossdeutschland kämpfe heute gegen die grössten Gegner der Einigung Europas, gegen die westlichen Plutokratien und den östlichen Bolschewismus. Es sei kein Zufall, dass der Bolschewismus ein Bundesgenosse der westlichen Plutokratien sei. Wie sehr sie auch verschieden seien, so hätten sich diese antisozialen Kräfte gegen den schöpferischen Nationalsozialismus zusammengefunden. Seine beiden Elemente seien Organisation und Ordnung, während Anarchie für seine beiden Gegner die Luft sei, die sie zum Atmen brauchten. Schon nach dem Weltkriege zeigten sich die Westmächte völlig unfähig, Europa sozial umzubauen und den Frieden aufrechtzuerhalten. Der Bolschewismus mit seinem blutigen Terror sei noch weniger geeignet, diese Aufgabe zu lösen. Niemand sei geeigneter, den europäischen Kontinent aus dem Chaos zu retten, als Deutschland. Alle Befürchtungen, Deutschland könnte seinen Sieg machtpolitisch missbrauchen, seien vollständig unbegründet, da kein Land mehr durch seine geographische Lage und durch seine Mission an einem dauernden Frieden in Europa interessiert sei als gerade Deutschland.

Sechs Transporter versenkt

TOKIO

Wie das kaiserliche Hauptquartier aus Manila meldet, griffen japanische Sonderangriffsverbände feindliche Schiffsziele in den Gewässern bei Mindoro und in der Leyte-Bucht an und versenkten in dreitägigem Einsatz sechs Transporter und zwei Kreuzer oder Zerstörer. Fünf Transporter, ein Kreuzer oder Zerstörer und ein Flugzeugträger und zwei Schiffe unbekannten Typs wurden beschädigt.

Die Waage

Späte Erkenntnis

ro. — *Flüchtlinge und Gefangene erzählen, dass in Süditalien neuerdings an manchen Häusern und Mauern der Name Mussolinis zu lesen ist. Ein Korrespondent der englischen Zeitschrift «Truth» bestätigte vor einigen Tagen zwischen den Zeilen eines Stimmungsberichtes aus Rom, dass dort der Ruf nach Mussolini in den Gesprächen der Bevölkerung in letzter Zeit wieder sehr oft auftauche. Gestern erreichte uns dieselbe Nachricht auf dem Umwege über eine schwedische Zeitung, die sich ebenfalls von einem Mitarbeiter über die Zustände im Lande Bonomis berichten liess. Die Kunde von neuen Lebenszeichen des Faschismus scheint allmählich die Runde durch den Kontinent zu machen. Engländer und Amerikaner mögen sich darüber wundern und ärgern. Schliesslich wird es aber auch ihnen nicht gelingen, vor der Oeffentlichkeit abzuleugnen, dass Italien die schlimmste und bitterste Enttäuschung in seiner an schweren Schlägen nicht armen Geschichte mitmacht. Es liess sich irreführen von Männern, die für schäbigen Judaslohn Deutschland dem Feinde in die Hände spielen wollten und dabei ihr eigenes Land in den Abgrund rissen. Das deutsche Volk hielt stand, aber Italien zerfiel unter dem Verbrechen seiner eigenen Verräter. Heute herrschen in Rom das Chaos und diejenigen Kräfte, die Italiens Städte bombardierten und bombardieren, die seine Kolonien raubten und die das Land selbst nur als Aufmarschgebiet gegen Europa betrachten. Churchills hämisches Wort, dass Italien in seinem eigenen Saft schmoren müsse, erweist sich immer mehr als einzige Richtschnur für die Behandlung, die den Italienern von den Feindmächten zugedacht ist. 300 000 Obdachlose vor Rom können dazu schmerzliche Einzelheiten schildern. Kein Wunder, dass sich die Italiener an jene Zeit erinnern, zu der ihr Vaterland noch gross und angesehen, selbstsicher in seiner Ordnung und in seinem Aufbau war. Vielleicht sind gerade die beschaulichen Dezembertage mit ihrem Ausblick auf die letzten Geheimnisse des Sein und Werdens besonders dazu angetan, um tiefer über alle Dinge nachzudenken. So sind die Menschen. Erst wenn sie leichtsinnig aufgegeben haben, was eines Tages nicht mehr gut genug erschien, dämmert ihnen die Erkenntnis auf, wieviel sie verloren haben. Dann aber ist es ungeheuer mühsam, Zerstörtes und Zerfallenes wieder aufzubauen und neu zu beleben.*

Atlantikcharta ein Bluff

STOCKHOLM

Gegen die Ansicht, dass die Atlantik-Charta keine aktuelle politische Bedeutung mehr habe, wandte sich Roosevelt auf einer Pressekonferenz, fügte dann überraschenderweise hinzu, die Atlantik-Charta hätte mit anderen Dokumenten der Geschichte das gemeinsam, dass ihre Ziele «in mancher Hinsicht» niemals erreicht werden, womit noch einmal von einem der Väter dieser Lügenaktion festgestellt wird, dass es sich — worüber niemals ein Zweifel bestehen konnte — nur um einen billigen Agitationsbluff handelt, der längst verpufft ist.

Steuerreform in Norwegen

OSLO

Ministerpräsident Quisling unterzeichnete eine nach jahrelanger Vorbereitung ausgearbeitete weitreichende Reform des norwegischen Steuersystems. Das Gesetz, das als Grundlage für die Entwicklung des Steuersystems auf allen Gebieten dient, soll am 1. Juli 1945 in Kraft treten.

Durch eine zum Weihnachtsfest erlassene Amnestie von Ministerpräsident Quisling wird eine ganze Reihe politischer Häftlinge auf freien Fuss gesetzt.

Rundfunk zur Weihnacht

BERLIN

Reichsminister Dr. Goebbels spricht zum Heiligenabend am 24. Dezember, 21 Uhr, über den grossdeutschen Rundfunk zum deutschen Volk.

* * *

Ueber die Richtstrahler der deutschen Ueberseesender wird wie alljährlich am Weihnachtsabend Gauleiter Bohle zu den Auslandsdeutschen und den Männern der deutschen Handelsmarine in aller Welt sprechen.

* * *

Der Grossdeutsche Rundfunk bringt in einer Frontsendung am 24. von 19.30 bis 20 Uhr Weihnachtshörberichte von der West-, Ost- und Italienfront und Funkgespräche mit den eingeschlossenen Besatzungen der Kanal-, Aegäis- und Atlantik-Stützpunkte.

Beute für La Rochelle

BERLIN

Die Besatzung unseres Atlantik-Stützpunktes La Rochelle hat in den letzten Wochen drei erfolgreiche Angriffsunternehmen gegen die feindlichen Einschliessungstruppen durchgeführt. Die letzte Unternehmung dieser Art erfolgte am 15. Dezember. An diesem Tage gelang es unseren Truppen, die feindlichen Stellungen im östlichen Kampfabschnitt zu durchbrechen und den völlig überraschten Gegner mehrere Kilometer zurückzuwerfen. Der Feind erlitt hierbei so hohe Verluste, dass er von Gegenangriffen absah. Selbst als unsere Truppen am 22.12. unter Mitnahme von reicher Beute und vielen Gefangenen wieder in ihre Ausgangsstellungen zurückkehrten, folgte der Feind zunächst nicht nach.

Diese erfolgreichen Angriffsunternehmen sind ein Zeichen für den inzwischen in harter Arbeit erreichten hohen Ausbildungsstand der Festungsbesatzung, die unter der Führung von Vizeadmiral Schirlitz zu einer bis zum letzten Mann schlagkräftigen Truppe herangebildet wurde.

DER WOCHENSPIEGEL

Im Mittelpunkt des Interesses der ganzen Welt stand in der abgelaufenen Woche der schwere Schlag, den deutsche Angriffsdivisionen der ersten amerikanischen Armee südlich von Aachen versetzten. Die Auswirkungen dieses deutschen Erfolges lassen sich vorläufig noch gar nicht beurteilen. Sie zeigen sich auf militärischem Gebiet bereits in einem Nachlassen des feindlichen Druckes an den übrigen Abschnitten der Westfront. In der politischen Entwicklung bedeutet der Riss durch die amerikanische Invasionsfront aber das endgültige Ende aller jener Illusionen in den Feindländern, denen zufolge das Reich überrannt und Europa dem Diktat fremder Mächte unterworfen werden könnte.

Selten kam ein Ereignis so überraschend wie der jüngste Vorstoss deutscher Truppen an der grossen Verteidigungsfront im Westen. Selbst als am vorigen Samstag der Angriff unserer Divisionen zwischen Hohen Venn und Luxemburg bereits in vollem Gange war, begriffen die Amerikaner noch nicht, was auf dem Spiele stand. Erst nachdem die Stellungen des Generals Hodge durchbrochen waren, und deutsche Kolonnen hinter dem Rücken der Invasoren auftauchten, griffen schnell herbeigeholte Reserveverbände der Alliierten ein. Seither herrscht höchster Alarmzustand bei den Stäben Eisenhowers und in den Kriegshetzerzentralen in London und Washington. Tausend Ausreden werden ins Treffen geführt, um die Niederlage zu erklären. Wetter, Munitionsmangel und das Fehlen von ausreichenden Reserven dienen als Entschuldigungsgründe. In England wurden bereits neue Einberufungen angekündigt und auch in Amerika droht man mit einer neuen Verschärfung der Einsatzbestimmungen sowohl für Rüstungsarbeiter als auch für die übrige Industrie.

Abwehr an allen Fronten

Unterdessen bemüht man sich an den anderen Fronten des Krieges in Europa, Entlastungsoffensiven einzuleiten. An der italienischen Front setzen britische Truppen und deren Hilfsvölker alles daran, um den Durchbruch in die Po-Ebene zu gewinnen. Sie scheitern dabei an dem zähen Widerstand der deutschen Truppen, die trotz des gewaltigen Materialaufwandes der Gegner nur geringfügig Boden abgaben. An der Ostfront setzten die Sowjets ihre seit Wochen vergeblichen Bemühungen fort, Budapest zu erobern. Ihr Einbruch in Westungarn wurde auf der Höhe des Plattensees aufgefangen und stösst dort auf entschlossene Abwehr deutscher und ungarischer Verbände. Nördlich Budapest gelang es dem Feind, das Donauknie zu erreichen, aber auch hier stiess er auf eine feste deutsche Front. Auf die Hilferufe aus dem Westen entschlossen sich die Sowjets vor einigen Tagen am Nordabschnitt der Ostfront eine neuerliche Offensive zu entfalten. Sie begannen die dritte Schlacht gegen die tapferen Verteidiger dieses Kurlandabschnittes im Baltikum.

Bestürzung im Feindlager

Alle diese Anstrengungen können aber an der Tatsache nichts ändern, dass der deutsche Erfolg an der Westfront, der die Amerikaner ausser 20 000 Gefangenen noch sehr hohe Verluste an Toten, Verwundeten und an Material kostete, als schwere Belastung auf den Plänen und Aktionen der Feindmächte drückt. Die Bestürzung und Niedergeschlagenheit ist auf der Gegenseite besonders gross, weil eine gewissenlose Kriegshetzerpropaganda verstanden hatte, die Bevölkerung Amerikas, Grossbritanniens und aller anderen Länder, die sich unter dem Einfluss dieser Mächte befinden, den Krieg in Europa schon als ein gewonnenes Unternehmen, als ein geglücktes Geschäft hinzustellen. Die Erkenntnis, dass Deutschland noch Kraft genug besitzt, um vernichtende Schläge auszuteilen, ist für gewisse Spekulanten sehr bitter, die Europa schon nach ihrem Gutdünken in Trümmer legen, verschachern und entvölkern wollen.

Kriegsschauplatz Athen

Während diese militärischen Ereignisse in der vergangenen Woche sehr ernüchternd auf der Feindseite wirkten, trug auch die politische Entwicklung nicht dazu bei, diesen Verlust auszugleichen. In Griechenland tobt nach wie vor der Bürgerkrieg und der Kampf gegen die britischen Truppen. Die Lage ist zwar in Athen und in Piräus unter dem Druck zahlreicher Verstärkungen der Besatzungstruppen etwas ruhiger geworden, dafür ist sie im übrigen Griechenland um so verworrener. General Scobie musste den Peloponnes räumen, während bulgarische Freischärler und albanische Aufständische die griechische Grenze überschritten und zur weiteren Erschwerung der Situation beitragen. Dass das Hauptquartier der britischen Luftwaffe in Griechenland von der empörten Bevölkerung gestürmt und mit Dynamit in die Luft gesprengt wurde, ist ein deutliches Zeichen dafür, welche Stimmung die Briten mit ihren Bombenangriffen auf Athen und Umgebung erzeugten. Ein vernichtenderes Urteil könnte über die Politik der Regierung Churchill nicht ausgesprochen werden.

Grabreden auf Polen

Neben dieses katastrophale Ergebnis des Schwindels mit der «Befreiung» passen die Grabreden auf Polen, die wir in den letzten Tagen aus London hörten. Verbrämt und gesalbt mit allen Mischungen parlamentarischer Spiegelfechterei bestätigten Churchill und seine Spielpartner im Unterhaus neuerlich und endgültig, dass England nicht gewillt und nicht in der Lage ist, die seinerzeit an Polen gegebene Garantie einzulösen. Man erklärt sich sogar ausserstande, die polnische Regierung bei ihren diplomatischen Bemühungen gegenüber der Sowjetunion zu unterstützen oder ihr die in Lublin geschaffene sowjetische Gegenregierung vom Halse zu schaffen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass dieser polnische Sowjet bereits Zusagen des Kreml und seiner Verbündeten besitzt. Er bemüht sich bereits mit seinesgleichen Verbindungen aufzunehmen, so mit Benesch und mit Tito, und wird wahrscheinlich bald Verträge abschliessen im Namen Polens, so als ob es keine polnische Regierung in London unter dem Schutze Grossbritanniens gäbe.

Hasspläne gegen Europa

Ein willfähriger Faktor in dieser Moskauer Rechnung ist natürlich auch de Gaulle, der eben von Stalin zurückgekehrt, das französische Volk wieder vor den bolschewistischen Karren zu spannen beginnt. Auch er hat bereits angekündigt, dass seine Regierung den Lubliner Ausschuss als polnische Regierung anerkennen wird, und sich auf diese Weise einverstanden erklärt, dass grosse Gebiete Polens an Sowjetrussland fallen, während deren Bevölkerung nach Sibirien abtransportiert wird. De Gaulles Aussenminister präsentierte übrigens der Oeffentlichkeit einen amtlichen, von den Alliierten genehmigten Zerstückelungsplan gegen Deutschland und bestätigte damit noch einmal, was vor ihm schon zahlreiche Hetzapostel aus dem Feindlager erklärt hatten, nämlich die Tatsache, dass dieser Krieg von Plutokraten und Bolschewisten nur mit dem Ziel geführt wird, Deutschland von der Landkarte zu streichen und das deutsche Volk zu vernichten, um Europa hilflos willenlos und machtlos zu einem Objekt fremder Interessen zu machen. Es wäre zu viel der Ehre für Monsieur Bidault, wenn wir sagen wollten, dass der Grossangriff deutscher Truppen im Westen eine Antwort auf seine widerlichen Ausführungen war. Hier hat der blinde Zufall dem blinden Hass einen Streich gespielt und dem gaullistischen Aussenminister prompt bewiesen, wie wenig aktuell seine Pläne sind. *RO.*

Aus aller Welt gedrahtet

Preziosi Botschafter

Durch Erlass des Duce ist Giovanni Preziosi, der Leiter des Amtes für Rassenforschung, in den Rang eines Botschafters erhoben.

Rumänische Dampfer ausgeliefert

Die rumänische Regierung musste auch die beiden grossen modernen Passagierdampfer «Transsylvania» und «Bessarabia» an die Sowjetunion abliefern, die seit Beginn der deutsch-russischen Kriegshandlungen im Hafen von Istanbul vor Anker lagen.

Plötzliche Erkrankung

Nach der Beendigung des arabischen Frauenkongresses in Kairo, erkrankte, wie Reuter meldet, «plötzlich» die Präsidentin Huda Hanum Scharawi. Wie bereits gemeldet wurde, hat Huda Hanum den Antrag eingebracht, den Palästina-Kampf der Araber durch Geldsammlungen zu unterstützen, der sofort angenommen wurde.

Zensur in Finnland

In Finnland wurde am Freitag für alle Nachrichten die Zensur eingeführt. Die Post-, Telegraphen- und Telephonverbindungen, Rundfunk, alle Druck-, Bild-, Lauterzeugnisse sind einer Vorzensur unterworfen. Die Bolschewisten möchten den Schleier über das, was in Finnland vorgeht, undurchdringlich machen.

Kältewelle in Nordamerika

Fast ganz Nordamerika sei von einer Kältewelle heimgesucht worden, meldet United Press aus New York. Die Temperatur sei bis auf minus 24 Grad gesunken. In der Umgebung von New York habe man ungezählte Lastkraftwagen mit infolge des Frostes zersprungenen Kühlern. Die Versorgung sei schwierig und in New York herrsche ein ausgesprochener Mangel an Fett und Zucker.

«DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG»
Verlag: Deutscher Adria-Verlag G. m. b. H.
Verlagsleiter: Leo Meister
Hauptschriftleiter: Dr. Hermann F...
Stellvertreter: Dr. Horst Walt...
sämtliche in Triest
Druck: bei dem Stabilimento Tipografico Triestino

Forum

Briefe an die „Adria-Zeitung"

Radium-Bolschewismus

«Sie verglichen am Schluss Ihres Leitartikels vom vorigen Sonntag die politische Funktion des Bolschewismus mit dem Element Radium. Dieser Vergleich ist wohl überraschend sinnfällig; doch es scheint mir, als habe er eine Hintertür, aus der die Feindpropaganda entweichen könnte. Sie sagen, so wie das Radium ein Zerfallsprodukt sei, das wohl unvorstellbar grosse Kräfte entfaltet, die töten, so wirke auch der Bolschewismus als geistiges Zerfallsprodukt zerstörend auf die Volksgemeinschaft. Könnte bei diesem Vergleich die Feindpropaganda nicht dagegen die legitimierende Feststellung treffen, dass das Radium — also auch der Bolschewismus — zu Heilungszwecken verwendet wird, also durchaus eine heilsame Wirkung auch auf die Völker auszuüben berufen sei? Keineswegs erörtere ich diese Frage, um dem Bolschewismus das Wort zu reden. Ich befürchte nur, dass der Feindpropaganda ein neues Stichwort geliefert worden ist.»

V. M. Triest

***

Ihre Befürchtung in Ehren. Sie beweist uns, dass Sie ein nachdenklicher Leser unserer Arbeit sind, und auch den positiven Eigenantrieb besitzen, uns daraufhin anzusprechen. Bevor wir ihnen entgegnen, wiederholen wir zum besseren Verständnis für jene, die diesen Vergleich verpasst haben, den fraglichen Text: «Der Bolschewismus ist ein radiumaktives Element in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Als Produkt seines inneren Zerfalls strömt er auf die Völker nicht ohne weiteres wahrnehmbare zersetzende Kräfte aus und zerstört die Volksgemeinschaften. Welches Volk sich ungeschützt seinen Einflüssen aussetzt, erkrankt und stirbt daran. Dieser Prozess dauert solange, wie ein lebensfähiges Volk vorhanden ist. Am Ende wird sein eine schwere, aber weiche und giftige nicht lebensfähige Masse Mensch, zu keiner weiteren, höheren Entwicklung im Sinne eines Weltfriedens mehr fähig.»

Zweifellos: Radium zerstört nicht nur, sondern es besitzt auch die Eigenschaft, gewisse animalische Krankheiten zu heilen. Aber — heilt es im Sinne eines körperlichen Aufbaus? Man befrage jeden Mediziner: es heilt, indem es zerstört! Die Gewebe zerstörenden Wucherungen im Körper werden wohl in der Entwicklung gebremst, im Frühstadium sogar getötet, wenn sie den lebensgefährlichen Radiumstrahlen ausgesetzt werden. Es wird also hier gewissermassen der Teufel mit Belzebub ausgetrieben. Wehe aber dem Körper, der der Radiumstrahlung unkontrolliert ausgesetzt ist! Das führt zu lebensgefährlichen, meist nie wieder gut zu machenden Verbrennungen. An ihnen sieht der Verbrannte mit tödlicher Sicherheit seinem qualvollen Ende entgegen.

Und hier die politische Nutzanwendung: ein nach dem ersten Weltkrieg so schwer sozialerkranktes Volk wie das deutsche, war in kleinster Dosierung dem politisch-radiumaktiven Element des Kommunismus und seinen zerstörenden Kräften ausgesetzt. Nur der überaus grossen Widerstandsfähigkeit des deutschen Volkskörpers und seinem Rekonvaleszenzvermögen gelang die Ueberwindung des kommunistischen Einflusses. Er erleichterte eine weitere Ausbreitung des meinungs- und volkstumszersplitternden Spaltpilzes im Parteienleben, indem er der deutschen Friedfertigkeit mit seinen klassenkämpferischen Parolen auf der Seele brannte. Es wuchs daraus ein sozial und national höchst gesunder und lebensfähiger Volksstaat auf. Er ist so gesund, dass er trotz aller übermächtigen Kriegsinanspruchnahme nicht umzubringen ist. Und das kommt daher, weil das nationalsozialistische Deutschland durch seine neue Idee und ihre zukunftsträchtigen aufbauenden Ziele, gegen die zersetzenden und zerstörenden Einflüsse des Bolschewismus wie von einer dicke Bleiplatte geschützt ist, die allein die gefährliche Strahlung des Radiums aufhalten kann.

ES.

Auf Nebenpfaden des Krieges

Das Schicksal einer istrianischen Bauernfamilie / Dem Leben nacherzählt von Nando

Unseren Lesern ist Nando kein Unbekannter. Sie kennen ihn als politischen Karikaturisten, dessen Zeichenstift stets Einfallsreichtum, Witz und Satire verrät. Wir haben in diesem prächtigen Italiener neben seiner zeichnerischen Begabung noch eine andere entdeckt, nämlich die einer guten, stilvollen und treffenden Feder. In seinem geschriebenen Wort offenbart sich uns mehr noch als aus seinen Karikaturen die Gedankenwelt eines Menschen, der sich bis ins Mannesalter das unbelastete klare Empfinden eines Kindes bewahrt hat, trotzdem oder gerade deswegen aber über einen ausgeprägten politischen Scharfsinn verfügt. Das, was dieser immer lachende und frohe Italiener schreibt, entspringt nicht einem kühl denkenden Hirn, sondern der Wärme seines die Umwelt mitempfindenden Herzens. Dies müssen wir wissen, wenn wir seine nachstehende Schilderung von einer istrianischen Familie lesen — dies und die Tatsache, dass Nando Land und Menschen Istriens kennt.

Am Weihnachtstag von den Partisanen Istriens zu erzählen, verrät vielleicht keinen guten Geschmack. Aber ich lebe seit einem Jahre in Istrien und ich kann von dieser persönlichen, istrianischen Erinnerung nicht loskommen.

Ich möchte ein einfaches, nacktes Worte darübersetzen: «Warum?» Es handelt sich um jenes verhängnisvolle «Warum», dem wir im Lauf der Jahre immer wieder begegnen und worauf Sterne und Leben, Arbeit, Liebe und Tod keine Antwort geben. Vergeblich schleudert ihr dieses Wort in die sterndurchwirkte Kuppel über euren Köpfen. Die Antwort ist «Stille».

Ich weiss es, dass uns dieser Zweifel solange keine Sorge macht, wie alles gut verläuft und ein Tag dem andern im behaglichen Gleichmass folgt. Aber wenn irgendein Umstand den friedlichen Fluss der Stunden plötzlich unterbricht und eine Kluft in unserem Alltag aufreisst, dann schüttelt uns wieder die lang vergessene Qual. Und das «Warum» hämmert wieder auf uns ein, zuweilen mit der Wucht eines tragischen Schicksals.

Ich schicke voraus, dass meine Schilderung nichts mit pathetischer Propaganda gemein haben will. Ich kenne die echten Partisanen Istriens zu wenig und werde nichts über sie berichten, weder Gutes noch Böses. Ich weiss hingegen viel mehr von den unfreiwilligen Partisanen, die meinem Geiste wie Leidensbrüder vieler anderer Partisanen vorkommen, die am Balkan, in einzelnen Provinzen Italiens, und überall dort, wo es eine Bewegung gibt, die mit ihrem verderblichen Treiben das Gedeihen ganzer Gegenden aufs Spiel setzt, ein beschwerliches und gefahrvolles Dasein führen, und die in Wirklichkeit mit Gott und den anderen Menschen nur in Frieden leben möchten.

Istrien ist nur ein winziges Fleckchen Erde; eigentlich ein kleiner, felsiger Steinhaufen, der aus dem Meere hervorragt. Gleich einer Windsbraut heult die Bora, die das Land durchfegt, das verhängnisvolle «Warum» in das Stückchen Himmel darüber. Aber die Steine wissen nicht zu antworten.

Und ihr auch nicht.

Ich will euch jetzt die Geschichte des Partisanen Parlies erzählen. Und wenn sie mit dem tragischen «Warum» ihren Höhepunkt erreicht, dann könnt ihr am Feuer enger aneinander rücken, wenn ihr euch in jenem Augenblicke noch daran erwärmt, und, wenn euere Erfahrung nicht bereits eine ebenso leidvolle oder vielleicht noch schmerzlichere Geschichte aufzuweisen hat, euch dieses Feuers einfach erfreuen.

***

Heute ist Weihnacht.

An einem Herdfeuer in Istrien sitzen zwei alte Menschen: ein Mann und eine Frau.

Ich habe sie vor einem Monat verlassen. Die Phantasie hilft mir leicht. Ich sehe beide vor mir, wie sie auf ihren niedrigen Schemeln dasitzen, gebeugt, mit eingezogenen Gliedmassen, die Ellbogen auf den Knieen, das Kinn zwischen den abgerackerten Handflächen; wie sie sich gegen die flammenden Holzklötze vorneigen, wie ihre halbgeschlossenen Augenlider immer wieder zufallen, um die Augen vor den brenzlichen Glutwellen zu schützen. Seit Stunden fällt kein Wort zwischen ihnen, in das endlose Schweigen knistert bloss das verbrennende Holz. Sie sitzt regungslos da und blickt in die züngelnden Flammen. Und er rührt sich nur, um die Glut immer wieder von neuem anzufachen.

Warum starren beide ins Feuer und was sehen sie in den Flammen?

Bestimmtes weiss ich natürlich nicht. Aber ich kenne die ganze Geschichte der Parlies und verstehe es, in ihren Augen zu lesen und kann meine Visionen den ihrigen anfügen, um euch heute, am Weihnachtstag, die traurige Geschichte des Partisanen Parlies zu erzählen.

***

Der Beiname Parlies bedeutet in Istrien soviel wie Schwätzer. Nun, reich sind die Parlies nie gewesen; sie waren nur weniger arm als die anderen zwanzig Familien, die das ganze Dorf ausmachten. Die Kinder der Parlies trugen Schuhe auch im Sommer.

Parlies war ein Teufelskerl, arbeits- und unternehmungslustig. Wenn er sprach, dann stand man wehrlos da wie vor einem Maschinengewehr. Wenn er schwieg, dann lief er bald da-, bald dorthin um irgend ein Geschäft abzuwickeln über das er sich dann wie ein Kind freuen konnte.

Seine Gattin, ein wohlgerundetes Frauenzimmer, ebenso gütig wie breit, hatte es klugerweise verstanden — so flüsterte man ein wenig boshaft im Dorfe, aber nicht ohne stille Achtung — die beiden Brüder ihres Mannes von der Heirat abzuhalten. Damit war der Grundbesitz vor der Aufteilung gerettet, der Ertrag der Arbeitskräfte wurde nicht gemindert und die Eintracht im Hause blieb vollkommen. Garten und Felder besorgte Zenone, in der Mühle schuftete Matthias, und Thomas Parlies, der dritte Bruder und Hausherr, glücklicher Vater zweier Söhne und einer Tochter, eigentlich der weniger produktive, aber gerissenere, redete und lief herum.

Das sind die Parlies.

***

Lassen wir nun den alten Parlies das Feuer anfachen. Die Flammen züngeln erneut empor und das Holz knistert wieder.

Auf der Stirne des Alten werden die Runzeln tiefer.

Die Schüsse!

An jenem Tage waren die Panzer eingetroffen. Mit einem Höllenlärm waren sie ganz plötzlich erschienen. Auf einmal stand eine lange Reihe dieser stählernen Ungeheuer auf der breiten Landstrasse, die im Rücken von X vorbeiführt. Zuerst eilten die Alten, dann die Frauen mit vollen Weinkrügen herbei und schliesslich gingen alle Einwohner des Dorfes dem Zuge entgegen, der die Säuberungsaktion in Istrien durchführte. Die Alten kauderwelschten ihre wenigen Brocken Deutsch, die ihnen noch aus dem ersten Weltkriege als ehemalige österreichische Soldaten im Gedächtnis geblieben waren.

«Gibt es keine Partisanen hier?»

«Keine!»

Der Offizier verstand. Lächelnd gestattete er seiner Manschaft die dargebotenen Krüge zu leeren. Dann setzte sich der Zug mit einem etwas menschlicheren Lärm wieder in Bewegung. Es waren im Ganzen fünfzig Panzer.

Zwanzig davon waren schon hinter der Strassenbiegung, die talwärts zu dem Flüsschen hinabführt, verschwunden, als das Geklirre der rollenden Fahrzeuge plötzlich von dem Knattern vieler Schüsse überhallt wurde und dann ganz aufhörte. Matthias Parlies erbleichte und stöhnte: «Heilige Mutter Gottes!»

Die Maschinengewehre und die Kanonen der Panzer verstummten. Der Zug setzte seine Fahrt fort; aber diesmal wieder mit einem Höllenspektakel. Ein Panzer nach dem anderen verschwand hinter der Wegbiegung und langsam verebbte auch ihre stählerne Musik.

Nun stürzte Matthias Parlies auf dem kürzesten Wege talwärts; seine Mühle stand in hellen Flammen. Er stiess auf die Leichen von sechs Partisanen, die hier Zuflucht gesucht und dabei den Tod gefunden hatten.

Matthias war Epileptiker. Die Dämmerung brach herein und die Nacht verging. Die beiden Brüder Thomas und Zenone und andere Leute aus dem Dorfe fanden ihn erst im Morgengrauen. Er war tot und lag ausgestreckt im niedrigen Flusswasser gegenüber der Mühle, deren vom Brand geschwärzte Mauern noch rauchten.

***

Wir werden noch lange in das Herdfeuer des alten Parlies blicken müssen.

Nach der Säuberungsaktion der deutschen Panzer vergingen drei friedliche Monate. Dann begann das Leben im Dorfe wie ein unheimlicher Alp auf seinen Bewohnern zu lasten. Die neu organisierten Banden tauchten wieder auf. Jede Familie wurde dazu verpflichtet, einer gewissen Anzahl bewaffneter Leute Verpflegung und Unterkunft zu gewähren. Während ihres Aufenthaltes im Dorfe, sowohl bei Tage wie bei Nacht, mussten die männlichen Einwohner im Kirchturm Wachposten aufstellen, von wo aus die Strasse berg- und talwärts beobachtet werden konnte. Thomas Parlies wurde zum verantwortlichen Oberhaupt des Ortes ernannt und haftete für die Durchführung der erlassenen Befehle mit dem eigenen Leben.

So wurde das Leben im Dorfe zur Qual und zum ständigen Angsttraum im Hause der Parlies. Jedesmal, wenn irgendwo das Auftauchen deutscher oder italienischer Truppen gemeldet wurde, lag Thomas Parlies fiebernd im Bett.

Er magerte zusehends ab und verlor schon im ersten Monat mehr als zehn Kilo seines Körpergewichts. Weinend übernahm Zenone seinen Posten, der jetzt schon einen ganz bestimmten Titel führte: Vorsitzender des roten Ausschusses von X.

Es vergingen nur fünfzehn Tage. Da erreichte eine deutsch-italienische Säuberungsaktion auch das Dorf X.

Zenone, der neue Vorsitzende des roten Ausschusses von X, fand nicht den Mut zum Bleiben. Er sah schon die Gewehrläufe gegen seine Brust gerichtet:

«Du bist der Vorsitzende des Ausschusses von X».

«Aber nur aus Zwang».

«Lügner!... Feuer!»

Er flüchtete mit den anderen Bewaffneten in die Wälder, die von den Schüssen widerhallten. Er wurde nach drei Tagen im Brombeergebüsch bereits halbverwest aufgefunden.

***

Stellen wir uns nun vor, dass der alte Parlies am Herdfeuer diesen Visionen ebenfalls folgte, so sehen wir jetzt, wie er sein müdes Antlitz mit beiden Händen verdeckt.

Ich denke mir, dass er jedesmal, wenn dieses letzte Kapitel seiner tragischen Geschichte aus seiner Erinnerung aufsteigt, davor fliehen will. Mir selbst, der ich den alten Parlies gut kenne, der seine beiden Söhne kannte, seine Tochter, und die zwei herrlichen Zugochsen, die ich sooft gezeichnet habe, auf der Weide, am Gespann, im Stall, kommt alles bloss wie ein böser Spuk vor. Zu lebendig haftet noch alles im Gedächtnis, um mit ein paar Federstrichen ausgelöscht werden zu können. Ich weiss zum Beispiel, dass Boscari und Gagliardo (so hiessen die beiden Ochsen) eines Tages beschlagnahmt wurden und mit ihren langsamen und bedächtigen Schritten auf der Strasse den abziehenden Partisanen folgten; auf derselben Strasse, die sie allabendlich glücklich von der Weide heimkehren sah, auf der sie Jahre hindurch die grossen Heufuhren und die schweren Baumstämme in angestrengter Arbeit heimbrachten.

Und Danitza? Ich sah sie vier Monate lang im Hause herum laufen; Sie fütterte die Hühner, die Kaninchen, die Truthühner und die Schweine; ich sah sie Wasser vom Brunnen holen, das schwere Schaffel auf dem Kopfe tragend, am Herdfeuer die Polenta rühren, das Haus scheuern, die Wäsche waschen und nähen. Ich sah sie beim Kirchgang, ein blühendes Mädchen, nur für einen Mann bestimmt, der eine so vollkommene Ehefrau wirklich verdient. Und jetzt muss ich sagen, dass Danitza von einem Partisanen geschwängert wurde und nachher mit einem anderen davonlief. Es klingt mir noch immer wie ein Schauermärchen.

Warum tatest du das, Danitza?

Du weisst es nicht. Dein alter Vater weiss es nicht. Und auch das Dorf, das dich noch nicht verlacht, weiss es nicht.

Als du früher im Hause den ganzen Tag lang hin und her hastetest, arbeitslustig, da kamst du nur in ganz seltenen Augenblicken aus deiner Bewegung, und das Wölkchen eines grauen Gedankens trübte dann flüchtig den klaren Spiegel deiner Augen.

«Warum?» Aber es war keine wichtige Angelegenheit.

Aber jetzt hast du es viel härter. Und deine Augen sind dauernd schwarz umschattet. Das Leben, die Liebe, deine Neigungen, das Haus, alles ist verloren und vernichtet.

Warum dieser Krieg in Istrien? Warum dieser entsetzliche Krieg unter Menschen, die keinen Krieg führen wollen?

Höre Danitza!

Dein «Warum» ist schwer. Aber das «Warum» des Matthias, des Zenone, der beiden Ochsen, ist ebenso schwer. Ach, Danitza, wenn du hier wärest und lesen könntest, was ich niederschreibe, und was ich jetzt über das letzte Kapitel der tragischen Geschichte der Parlies berichten will, ich weiss es, dass du mir leid tätest.

Es gibt ein «Warum», das jetzt wie ein feuriger Hammer an die Stirne des alten Parlies pocht.

Höre zu!

***

Du warst erst seit kurzer Zeit fort.

Da kam eine neue Bande bewaffneter Leute aus den Wäldern mit dem Befehl, alle wehrfähigen Männer mitzunehmen. Mit uns oder gegen uns, das war die Losung. Unter den Rufen: «Wir wollen frei sein!», endete der offene Kampf und das Dorf wurde zum Sklaven der erhaltenen Befehle.

An jenem Tage schien es, als ob die zwanzig Häuser ihr karges Blut über den Hang des Hügels hinableerten in ein schwarzes Bächlein, das im gegenüberliegenden Walde, jenseits des schmalen Tälchens, rasch versickerte.

Aber die Männer und die bewaffneten Leute waren in den Wäldern kaum verschwunden, und mit ihnen auch deine beiden Brüder Eugenio und Nini, als ein Junge die Bergstrasse herabstürmte mit den Worten: «Die Italiener kommen».

Und auch von der Talseite näherte sich laufend ein Weib auf der Strasse. Schon von weitem hörte man ihr erschrockenes Rufen: «Die Soldaten kommen».

Die Rufe waren in der Luft noch nicht verhallt und hatten das Dorf kaum in die erste Panik gestürzt, als die Luft darüber erzitterte und von zwei furchtbaren Explosionen zerrissen wurde, so dass die Häuser bis in den Grund erbebten.

Der Krieg war da.

Nach wenigen Schüssen schwiegen die Kanonen wieder; aber in den Wäldern hallte das grimmige Knattern der Maschinengewehre und das Gekrache einer wilden Schiesserei. Wie die Hühnlein vor dem Schatten des über sie kreisenden Falken fliehen, ebenso flüchteten die Einwohner des Dorfes X den Hang hinunter in die tiefe Schlucht, die als Zufluchtsort von der Natur wie geschaffen schien.

An die Hofmauer des Hauses der Parlies gelehnt, wo der Hügel steil abfällt, um jenseits als bewaldeter Hang wieder anzusteigen, dort blieben die alten Parlies allein zurück. Er und seine Frau; sie auf den Knieen, er stehend mit schlaffen, herabhängenden Armen. Wie hypnotisiert starrte er nach dem Walde, der vor wenigen Minuten seine beiden Söhne geschluckt hatte. Sechs italienische Soldaten erreichten im Lauf die Mauer, die von der Höhe aus die Talschlucht beherrschte, und die jetzt zu einer unentrinnbaren, tödlichen Falle wurde. Tatsächlich hörte man schon aus der gegenüberliegenden Waldseite in der Höhe das Rattern der Maschinengewehre. Der alte Parlies kniete vor den Soldaten nieder.

«Aber sei stille, Alter!» murrte einer von ihnen, der sein Bitten wahrscheinlich überhört hatte und damit beschäftigt war, ein schweres Maschinengewehr an der Mauerbresche in Stellung zu bringen.

«Wenn deine Söhne unschuldig sind, dann sei beruhigt», versicherte er schreiend, um im Lärm der höllischen Schiesserei noch gehört zu werden.

Dieser Soldat war es, der die Waffe bediente, und der mit einer raschen Drehung, als am unteren Waldesrand jenseits der schmalen Talschlucht sich das Laubwerk bewegte und zwei Gestalten vorsichtig ins Freie lugten, den Lauf auf sie richtete. Mit der Wucht seines ganzen Körpers stürzte sich der alte Parlies auf ihn und umkrallte seine Arme.

«Nein!», keuchte er fast besinnungslos vor Entsetzen.

«Hol' dich der Teufel!» brüllte der Soldat und erhob drohend die Faust, nachdem er den Alten abgeschüttelt hatte. Ein derber Fluch erstarb auf seinen Lippen, als er in das angstverzerrte Antlitz des alten Parlies blickte.

«Es sind meine beiden Söhne», stöhnte der Alte; er drückte mit einer instinktiven Geste den Zeigefinger an den Mund und flehte um Verzeihung und Gnade für seine Kinder.

Was nachher geschah, ist fast unwirklich wie ein Traum. Der Wald lag unter einem Hagel von Geschossen und erwiderte zornig das Feuer. Die jungen Parlies verschwanden in der Talsenke unter dem Hügelhang und erschienen nach einer Weile wieder am Rande des steilen Saumweges, der zu ihrem Hause hinauf führte. Ihre Körper eng an die Erde gedrückt, so schoben sie sich weiter, langsam und vorsichtig, von Strauch zu Strauch.

Nun hämmerte auch das Maschinengewehr im Hofe der Parlies auf den unteren Waldesrand ein, dort, wo sich das Laub leicht bewegte und ein Maschinengewehr seine erste schüchterne Feuergarbe zur Hofmauer hinaufsandte.

So war es der alte Parlies allein, der das langsame Heranrücken der beiden Flüchtlinge verfolgte. Er konnte fast die Züge in ihren Gesichtern unterscheiden. Gewiss, sie hatten ihn schon bemerkt. Er hielt sich an der Mauer fest, die er nicht verlassen wollte, nicht aus Furcht, sondern aus Achtung vor den Soldaten, die seine beiden Söhne retteten.

Da machte er ihnen unglücklicherweise mit zitternder Hand ein Zeichen, dass sie kommen könnten. Und die beide Jungen schnellten in die Höhe, um im raschen Lauf das letzte Stückchen freies Feld zu überwinden, das sie noch von der Hofmauer trennte.

Mit erhobenen Armen, in den Augen noch die wahnsinnige Angst, dass der fast sichere Ruf des Vaters täuschen könnte, so nähte sie eine unerwartete Feuergarbe, die aus dem Walde kam, nieder; am Rande ihres Hauses, zu Füssen ihres Vaters.

***

Die Geschichte des Partisanen Parlies ist zu Ende.

Ich habe zu euch gesprochen und zu Danitza. Ich habe dann den Faden meiner Rede verloren und kann nun nicht mehr einen richtigen Abschluss für diese traurige Geschichte finden.

«Warum?» vielleicht genügt bloss dieses Wort, um ihr den Titel und den Schluss zu geben.

Ich könnte Vieles sagen, viele Antworten versuchen; wenigstens ebensoviele, als es Fämmchen sind, die am Herdfeuer des alten Parlies unruhig hin und her flakkern. Die Flammen züngeln in die Höhen, versinken im Rauch, und flackern dann wieder auf.

Ebenso ergeht es mit den Antworten: sowohl mir als auch dem alten Parlies.

Heute ist Weihnacht.

Sicherlich kommt am Abend ein Augenblick, in welchem er sein müdes Antlitz mit beiden Händen verdeckt und, innerlich vom Schmerz fast ausgebrannt, in ein trockenes Schluchzen ausbricht; in welchem er über die furchtbare Frage fast zerbricht, die keine Antwort findet über das furchtbare «Warum» des Partisanen Parlies, der gegen seinen Willen zum Partisanen wurde.

...Danitza, ein blühendes Mädchen, nur für einen Mann bestimmt, der eine so vollkommene Ehefrau wirklich verdient

...reich sind die Parlies nie gewesen. Sie waren nur weniger arm, als die übrigen 20 Familien im Dorf
Zeichn.: Nando

Von „jungen" und „alten" Völkern

Von Paul Niehaus

In dem Geisteskampf dieser Jahre und Jahrzehnte hat der Begriff «alte» und «junge Völker» eine wesentliche Rolle gespielt, und wenn Aussenstehende und mit Oberflächen-Logik Urteilende konstatierten, dass die Völker des Dreimächtepakts und der Anti-Komintern sich gern als «junge Völker» bezeichnen, andererseits aber mit Stolz und Recht Anspruch machen auf eine Jahrtausende alte Geschichte, Tradition und Kultur, dann konnten sie vielleicht meinen, diese Begriffe würden je nach den Tagesbedürfnissen der Propaganda aus dem Schubfach geholt und wieder in die Ecke gestellt. Der scheinbare Widerspruch löst sich aber, wenn man die sich widerstreitenden Begriffe auf die ganz *verschiedenen* Ebenen anwendet, denen sie zugeordnet sind. Unser deutsches Volk ist *«alt»* und das italienische ist noch «älter», weil wir — ohne Unterbrechung der Kontinuität und der Geschlechterreihe — Erben sind einer organisch in Jahrhunderten, Jahrtausenden wachsenden, sich wandelnden und verfeinernden Gesittung, weil das *Erwachen zu einem Geschichtsbewusstsein* schon unendlich weit zurückreicht in die Zeiten und uns in Fleisch und Blut übergegangen ist. Das ist z. B. beim amerikanischen Volk (wenn man überhaupt — was wahrscheinlich *noch* falsch ist — dieses zusammengewürfelte Konglomerat ein «Volk» nennen darf,) ganz anders. Die Auswanderer aus aller Welt hatten bewüsst oder unbewusst die Brücken hinter sich abgebrochen und begannen, in dem «melting-pot» ein ganz neues, urweltlich primitives Dasein zu führen; sie warfen — Bramarbasse in den Flegeljahren — mit Emphase all den «Ballast» der «Kultur» von sich ab und dünkten sich dabei so recht «jung», wobei sie nur vergassen, dass sie *biologisch,* als Nachkömmlinge oft sehr alter Familien, schon ausserordentlich geschwächt waren, sodass ihre ostentativ zur Schau getragene Jugendlichkeit und ihr ewiges Lächeln (keep smiling) nur wie eine Maskierung war; das wird offenkundig in der Anfälligkeit dieses angeblich so jungen Volkes für Kultur-*Laster* jeder Art; in jede Modedummheit und jede Perversität stürzen sie sich, wenige Jahrhunderte nach dem Pionier-Zeitalter, mit der Begeisterung von Lebegreisen. Von einem geschichtlich fundierten Kultur-Bewusstsein, von einer Ehrfurcht gegenüber menschlicher Not und Grösse kann — wie auch die Praxis immer wieder zur Genüge bewiesen hat — bei den Amerikanern keine Rede sein. In diesem sehr negativen Sinn, als «Entwurzelte», sind sie freilich — «blutjung».

«Jung» sind auch die Russen. (Wir sehen dabei ab von jener tragischen Pseudomorphose, in die sie durch das über-intellektuelle Judentum und durch das Westlertum einer dünnen, dekadenten Führungsschicht hineingedrängt worden sind.) Bei ihnen liegt der Fall aber ganz anders als bei den Amerikanern. Der Russe ist zu einem Geschichtsbewusstsein *noch nicht* erwacht. Man hat gesagt: Er lebe noch heute in seinem «Mittelalter», besser noch: in prähistorischer Traumverfangenheit. Er erlebt in der Berührung mit der westlichen Zivilisation etwas Aehnliches, was der prähistorische Germane bei der ersten Fühlungnahme mit der Mittelmeerkultur vor über zwei Jahrtausenden erlebt haben mag: das erstmalige Erwachen zu sich selbst im Gegensatz, im Abstandnehmen zu einer in sich vollendeten, ausgereiften, durchgeformten Kultur. Daher die unendlichen Spannungen und Komplexe, die mit dem Zusammenbruch einer alten Traumwelt («Götterdämmerung») verbunden sind. Die Russen sind unter solchen Gesichtspunkten — geschichtlich *und* biologisch — ein junges Volk und bedürfen der führenden Freundschaft geschichtlich älterer Völker, die ihnen den Kulturkreis aufschliessen, der sich in Jahrtausenden gebildet hat und dem sie dann — vielleicht — neues Blut zuführen könnten. Ihre Tragik ist es gewesen, dass sie in ihrem Erwachen aus der Unmündigkeit dem völkerfeindlichen und experimentierwütigen Intellektualismus der Bolschewiken in die Finger fielen, der gründlich am Werk ist, ihnen das nationale Rückgrat zu brechen und ihre Eigenart zu verfälschen. Inwieweit es ihm schon gelungen ist, inwieweit eine Regeneration noch möglich ist, bleibe hier eine offene Frage.

Wir Dreierpakt-Völker, d. h. die Japaner, die Italiener und die Deutschen, nennen uns «jung», obwohl die Japaner, von den Chinesen abgesehen, auf die älteste Kultur-Tradition der Menschheit überhaupt zurückblicken dürfen, obwohl die Italiener belastet sind mit den verpflichtenden Erinnerungen an das glanzvolle Imperium Roms, obwohl die deutsche Geistesgeschichte in ihrem unvergleichlichen Reichtum alle Höhen und Tiefen des Daseins bereits abgeschritten zu haben scheint. «Jung» ist ein Volk, wenn sein Wille zum Leben sich in einer wachsenden Geburtenzahl dokumentiert, (wir wissen, dass da noch viel zu wünschen bleibt wenngleich der hoffnungsfrohe Umschwung eindeutig mit dem Jahre 1933 gegeben war) und «jung» ist ein Volk, wenn es diejenigen Ideen hervorbringt und aufnahmefähig ist für diejenigen Ideen, die die Zukunft von uns fordert. Es handelt sich um eine innere Spannkraft des Geistes, die sich äussert in der Geschmeidigkeit und Gerechtigkeit des Denkens, in der Sachlichkeit des Urteilens, in der Fähigkeit, Ideen und Realitäten in eins zu sehen und zusammenzuzwingen und nicht müde und skeptisch — wie Pontius Pilatus, der Repräsentant des alternden Roms — zu fragen: «Was ist Wahrheit?» Wo Ideen zu abstrakten Schatten werden ohne Wirklichkeitscharakter, wo die Realität ein ideenverlassenes Sonderdasein führt, da pervertiert das Menschentum unausbleiblich, und es entstehen jene verkalkten Menschentypen, die sich aus abgelebten Kulturzuständen ein Idol machen und nur noch zum 1001. Male das nachdenken können, was ihnen tausende schon besser vorgedacht haben; es entstehen jene «bösen alten Männer»-Typen der westlichen Demokratien, die die Jugend aller Völker in den Krieg gehetzt haben, weil sie — wie Fafner der Riese — auf ihrem Golde brüteten: «Ich lieg und besitze». Die es «Recht» nennen, ein Unrecht zu verewigen, und Unrecht, in ihrem Verdauungsschlafe gestört zu werden... Die den ewig nachdrängenden Jugend-Impuls nicht zu seiner Entfaltung kommen lassen... Wo die Massen der Völker starr und konventionell denken, fühlen und wollen, da sind sie «alt».

Wo die Massen der Völker aber — mit Goethe — offen sind für die Wahrheiten: «Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen» oder — noch kürzer und tiefer: «Stirb und werde!» Da sind die Völker «jung» in ihrem Wollen (Politik und Kriegführung), in ihrem Fühlen (Lebensgestaltung und Kunst), in ihrem Denken (Wissenschaft); und sie, sie allein haben den Wechsel auf die Zukunft.

Die Alchymie, mit der die Göttin der Geschichte die Schicksale der Völker zubereitet, ist gewiss recht verworren, und wir haben ihr nur wenige Kunstgriffe abgesehen. Aber eins ist sicher: das geschichtliche Alter, auf das wir zurückblicken, braucht uns nicht zu erschrecken und darf es nicht; es ist nicht so — wie Fatalisten meinten — dass Völker zu Grabe gehen wie überlebte Greise, sondern eher wäre das Bild angebracht eines Baumes, der — in *einem* Teil seines Astwerks dürr geworden — aus der Wurzel heraus einen neuen, zarten Spross treiben kann, der alle Blütenhoffnungen für sich hat. Der eine Baum tut es, der andere lässt es bleiben und — wird gefällt, so mächtig er noch dastehen mag. Dass wir Deutsche zu jenen Völkern gehören, die nicht abgedankt haben, die gläubigen Auges in eine Zukunft hinemschauen, dass wir noch «jung» sind, dessen sind wir gewiss.

Neue Kulturfilme

Wertvolle deutsche Bildstreifen

BERLIN

Neben den 72 Spielfilmen für das Jahr 1945 laufen in Deutschland 55 neue Kulturfilme an.

Der abendfüllende Ufa-Kulturfilm von Hans Hass «Menschen unter Haien» dürfte besonderes Interesse finden. Er zeigt einmalige ausergewöhnliche Unterwasseraufnahmen des bekannten Forschers, der durch die Veröffentlichung seiner dramatischen Erlebnisse in den Meerestiefen — das Buch trägt den gleichen Titel — bekannt wurde.

Schwimmende, vierbeinige und geflügelte Hauptdarsteller sind auch sonst in den Kulturfilmen zahlreich, und der Filmbesucher wird ihrer nie überdrüssig werden. Es kommen insgesamt 15 Tierfilme, darunter «Schnurf, die Jgelin», «Die Fliege», «Die Vögel der Weisheit» (Bavaria) zur Aufführung. Innerhalb der Kulturfilmherstellung der Ufa verspricht der Farbfilm «Fische in Licht und Farben» besondere Reize.

Das Problem, wissenschaftliche und technische Fragen allgemeinverständlich zu machen, lösen Bildstreifen wie «Fortschritte der Wissenschaft», «Kohle», «Kristall» (Ufa), oder der dem Begründer der Vererbungsforschung gewidmete Pragfilm «Johann Gregor Mendel»

Die Arbeit für Gesundheit und Wohlbefinden, besonders der Kinder, wird von der Kamera immer wieder gern festgehalten. Die Bavaria suchte den «Arzt bei der NSV-Arbeit», in der Sorge um Mutter und Kind, auf. «Als die NSV evakuierte» (Pragfilm) «Das junge Lebens» und «Kindergymnastik» (Ufa) gehören dem gleichen Themenkreis an. Der Film «Kinderkrankheiten» (Wienfilm) wird als Mittel der gesundheitlichen Aufklärung eingesetzt.

«Rhythmus» heisst ein Bildstreifen, der den beherrschenden Einfluss des Rhythmus auf das Leben zeigen will, und der den Kriegsversehrten gewidmete Film. «Der Wille zum Leben» stellt an Beispielen dar, was selbst in schwersten Fällen der Wille zur Wiedererlangung der Lebenstüchtigkeit vermag (Wienfilm).

Die «Fahnenjunker» suchte die Kamera der Ufa auf und in «Rotes Kopftuch - blaues Kleid» galt der Besuch den Arbeitsmaiden.

Eine Bildreportage «Niederschlesien» macht Wesen und Geschichte des neuen Gaues lebendig, in «Rübezahls Reich» (beide Pragfilm) geht die Kamera neben dem Sagengeist duchs Riesengebirge. «Leben auf dem Strom» (Ufa) ist eine Reise mit Binnenschiffern.

Zu grossen Persönlichkeiten führen u. a. die Filme «Die Welt Albrecht Dürers», «Der mit der eisernen Hand» und «Die Heimat Anton Bruckners». Hier geht Bruckners 4. Symphonie mit dem Bildgeschehen, während die Freischütz-Ouvertüre der Ausgangspunkt zu einem lebendigen Stück Harmonielehre ist.

e.

Die Weihnachtsschicht

Von Bernhard Faust

Von der Löschrampe der Kokerei hob sich Rauch und hing lose Wölkchen um das feingliedrige Stahlgewirr des Förderturms. Ein Windstoss fegte aus Nordost und fegte eine Handvoll Schnee über die Halde. Da duckten sich die Wolkenschleier in den Schutz der Schachtanlage.

Auch auf der Hängebank, wo Mann hinter Mann, Knappe an Knappe, auf die Seilfahrt harrte, teilte sich die heimliche Lustbarkeit mit, die draussen in Schnee und Sturm tobte. Wartete nicht nach der Schicht festliche Freude, die Kinder daheim mit glühenden Backen und flüsternden Heimlichkeiten? Das war das Glück, das ihr Gruss verhiess, das Glück über Tag, Weihnachtsglück.

Aber von diesen fröhlichen Stunden trennte die Bergarbeiter noch die Arbeit, eine Schicht, die Weihnachtsschicht. Darum stimmte sie ihre Erwartung so froh, weil sie nahe war, und ihre Rufe schallten lauter, ihre Herzen schlugen zuversichtlich, und über ihrem Beginnen lag ein freudiger Schimmer. Eine brüderliche Teilnahme erfasste alle, kameradschaftliche Sorge und frohes Helfenwollen.

Am Abbauhammer, vor der Schrämmaschine — überall von Ort zu Ort wurde es eine fröhliche Schicht. Auch in der Gedingegruppe, zu der Schneider gehörte. Aber eine neue Schüttelrutsche, eine fünf Meter lange eiserne Laufbahn für den Abfluss der Kohlen, musste in die Strebe gebaut werden, damit die erste Schicht nach dem Fest nicht schwer falle. Es war ein hartes Stück Arbeit, doch das Lachen schwand trotzdem nicht an diesem Tag. Erst recht nicht, als der Steiger durch den Schlessmeister sagen liess eine Nachbarin Schneiders habe ihn angerufen und die Nachricht gebracht, dass die Frau des Schleppers einen Knaben geboren hatte, das schönste Geschenk unterm Weihnachtsbaum. Daran fand ihr Gelächter, ihr Frohsinn einen Inhalt, der laute Uebermut ein Ziel. Der Hauer, dessen hilfsbereite Art man schätzte, konnte sich vor Glückwünschen nicht retten, die man durch die Rohre klopfte. Und die Kameraden, die ihn trafen, schüttelten ihm die Rechte: «Glück auf dem Stammhalter, Schneider!»

Hatte sich die Hast, die alle festtäglich umschloss, der Ueberschwang der Gefühle ihrer zu stark bemächtigt, dass sie die Vorsicht vergassen? Jedenfalls versagte ein Mann, als die Rutsche in die Strebe eingelassen wurde, ein Arm war zu schwach gewesen, und die Kette wurde einer Hand entrissen und sauste talab, gezogen durch ihre Wucht und Schwere. Das Unheil, das auf sie lauerte, traf den Glücklichsten ihrer glückhaften Schicht: vierzig Meter tiefer grub Schneider ein Bett für das Teilstück der Rutsche, die sie herabseilten, und noch im Traum seines väterlichen Stolzes, im Traum seines Glücks, drohte ihm der Verlust dessen, was er als Weihnachtsgabe erhalten hatte.

Was half es, dass die Kameraden schrien und zum Zeichen der Gefahr die Lampen schwenkten? Schmal im Raum, bot die Strebe kaum einen Durchschlupf für einen lang ausgestreckten, kriechenden Menschen, und die Frist war kurz bemessen, die zur Flucht blieb. Aber in den wenigen Sekunden, die ihm das Leben zur Entscheidung bewilligte, erbarmte sich sein weihnachtliches Hoffen, die Liebe und ihr Trotz, und in dem Schutz dieser Zuversicht, dass er, um des Kindes willen, nicht sterben könne, nicht sterben dürfe, dass er leben müsse, wühlte er im Hinstürzen einen Wall aus Staub und Kohlentrümmern in halber Höhe auf und streckte dem nahenden Unheil zur Abwehr die Schaufel entgegen.

Was keiner glaubte, gelang, ehe noch ihr Entsetzensschrei verklungen war. Das Eisen der Schüttelrutsche frass sich in den letzten Stempel fest, hob ihn aus dem Bühnloch und stauchte in die aufgehäuften Kohlen, fuhr dem Hauer wohl mit einem letzten Stoss in die Glieder, aber zermalmte nicht sein Leben. Er fluchte, jammerte, schrie, aber er lebte. Als man ihn nach der Unfallstelle brachte, stellte sich heraus, dass der Schaden nicht so gross, der Fuss nicht gebrochen, wenn auch von einem äusserst schmerzhaften Bluterguss durchzogen war. Das beste, man fuhr den Verunglückten gleich hinüber zum Grubenarzt.

Doch seltsam, davon wollte Schneider nichts wissen; er wehrte sich mit allem Ungestüm dagegen. Wenn die Verletzung nur eine Sache des Schmerzes sei, erklärte er, und nicht lebensgefährlich, dass sie die Arbeitsfähigkeit nicht für immer behindere, wolle er sich dem Schicksal dankbar erweisen und denen, die daheim warteten, die Freude nicht ver-

derben. Dieser Gedanke beherrschte ihn, und man brachte ihn nicht davon ab. Tapfer hing er sich an den Arm eines Kameraden und humpelte mühsam nach Hause.

Still sass er dann am Bett seiner Frau und sagte dankbare Worte, wenn sie klagte, dankbar sorgte er für ihre leidende Ungeduld. Zuweilen biss er ratlos die Zähne zusammen, wenn das gestaute

Blut durch den geschwollenen Klumpen stach, ja, zuletzt blieb ihm nichts übrig, als die Nachbarin, die zur Pflege der Wöchnerin gekommen war, ins Vertrauen zu ziehen. Mit ihrer Hilfe wurde er Herr der frommen Lüge, die keinen Schatten duldete im Schimmer der Kerzen.

Dicht am Baum stand das Geschenk dieses Jahres, das Körbchen, in dem das Kind lag, die grosse Freude ihrer Wünsche. Ein Gesichtlein, kaum eine Mannes-hand an Umfang, schaute daraus empor mit verwundert staunenden, lichthungrigen Augen. Ein unsagbar süsses Dankgefühl durchdrang den Hauer unter diesem unschuldsklaren Blick, als spräche zu ihm das höchste Wunder aller Dinge. In der Andacht dieser Stunde und im Nachklang ihrer Seligkeit überwand er alle Schmerzen, die er litt, — drei Tage überwand er die Qual seiner Verletzung, überwand sich selbst, ehe er, mit unbeholfen stammelnden Worten, seine Tat gestand und bereit war, sich zum Arzt führen zu lassen.

Doch das geschah später, nach Stunden, Tagen, Ewigkeiten seines Glücks. Heute wich er nicht von der Wiege, hielt heimlich die Hände gefaltet und hütete sein rauhes, unbezähmbares Gemüt vor jedem lauten Wort.

Draussen hüllte der Schnee den kostbarsten Schatz in Wärme und Schutz, das Förderrad hielt stumm in seinem Schwung, und die Sterne staunten am Himmel.

Mit lächelnder Liebe beugte sich die Mutter über das Kind in der Krippe.

Einmal wird die Stunde kommen, da euer Vater von der Front heimkehrt und eure Mutter euch weinend vor Freude wieder in ihre Arme schliesst. Dann wird der Krieg am Ende sein und Glück und Friede wieder unter den Menschen Einkehr halten.

Für diese schönste Stunde unseres Lebens wollen wir heute gerne jede Mühsal tragen und jedes Opfer bringen und wollen darüber hinaus versuchen, uns Mühsal und Opfer in gegenseitiger Hilfsbereitschaft möglichst leicht zu machen.

Dann wird uns später vielleicht einmal dieses Weihnachtsfest als das schönste und gehaltvollste unseres ganzen Lebens in der Erinnerung zurückbleiben, weil es nämlich so tief von Liebe und Sehnsucht erfüllt war, weil es Opfer von uns allen verlangte, aber weil es uns im Verzicht auch wieder die Kraft gab, stark zu bleiben und damit dem Sieg näher zu kommen.

Dr. Goebbels in seiner Rede zur Volksweihnacht 1940

Die Geschichte vom Gewalttäter

/ Von Max Mell

Es war längst finster geworden, die Bogenlampe beschien über die Anlage der Haltestelle hinaus einen trüben Kreis von winterlicher Leblosigkeit; einiges von schwarzen Bäumen und Zaunwerk zeigte sich mit dünnem Schnee armselig verziert. Das Signal kehrte klappernd in die Station ein, da kamen sie angerückt, die beiden Gendarmen mit dem Holzknecht. Sie hatten die Bajonette aufgepflanzt; ihm waren die Hände nach vorn geschlossen, sein Gesicht war noch von mächtiger Erregung dunkel gerötet und zerwühlt, es war, als ob sich alle Gewalt aus seinen Armen und seinem gewölbten Brustkasten dorthin gezogen hätte und zu einer grässlichen Entladung aus den vorquellenden und blutunterlaufenen Augen drängte. Etwas davon mochte vielleicht auch dem Genuss geistiger Getränke zuzuschreiben sein; jedenfalls, jetzt hatten sie ihn, den Gewalttäter, und jetzt wurde er keinem mehr gefährlich.

Er hatte schon mit ihnen zu tun gehabt. Diesmal würde der Umstand, dass er vorbestraft war, die Sache verschlimmern. Es war Sonnabend, nach der Lohnauszahlung, da waren einige von den Holzknechten ins Gasthaus eingefallen dort sassen Bauernburschen, und man trank, rauchte und redete. Es ging über ein Mädel her, von dem freilich alle wussten, dass es nichts wert war. Sie hatte sich mit mehr als einem eingelassen. Sie war sehr jung, sie hatte jenes Eine, ganz Bestimmte, eine besondere Art von Blühen in ihrem Wesen, das das Blut zum Sieden brachte. Das hatte sie, dem war kaum zu entgehen. Und davon sprachen die Burschen, und es fehlte nichts an grossem Gelächter, Gehänsel und Prahlen. Dem Holzknecht drang das Blut zu Kopf, und dann ging die Sache schnell vor sich. Der ältere Sohn vom Besitzer Umschaden lag mit einem Messerstich auf dem Boden und wimmerte, der jüngere brach unter einem Faustschlag zusammen, die übrigen, darunter auch seine Freunde, die ihn zu bändigen trachteten, hielt der Rasende in Schach, bis zuletzt die Gendarmerie kam. Jetzt war's wieder aus für diesmal. Sie hatten ihn nach einer Stunde aus dem Gemeindearrest geholt, um ihn dem Bezirksgericht einzuliefern. Er war keineswegs ernüchtert.

Der späte Zug schlich in die Station. Die Gendarmen strebten den rückwärtigen Wagen zu, wohin sie der Schaffner wies, und nötigten den Häftling dorthin. Die Schwellen und der Schatten klangen unter ihren Tritten. Sie fassten ihn unter den Armen und halfen ihm die Stufen hinauf. Es war ein spärlich beleuchteter Wagen älterer Garnitur, sie liessen sich gleich am Eingang nieder, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Der eine von den Gendarmen zündete eine Zigarette an. Im nächsten Bankabteil sass nur ein Fahrgast, ein älterer Bauersmann, der seine Pfeife rauchte; der erhob sich halb und lugte herüber. Nach einer Zeit wollte er sich vergewissern, was er da vorn gesehen, und erhob sich nochmals. Dann sass er wieder eine Zeit still, stand aber endlich auf und sagte unwillig im Vorübergehen: «Dahersetzen mit dem Lumpen? Zu ehrlichen Leuten? Was wär das für eine neue Weis'?» und ging hinaus, die Wagen waren untereinander mit Stegen verbunden. Es schalite, da er die Türen öffnete, für einen Augenblick das stärkere des Zuges herein, denn auf der anderen Seite der Strecke war unter der Waldlehne eine Mauer und die Fahrt ging schneller. Der eine Gendarm sagte hinter dem Mann drein «Aber gehn S', für die eine Station!»: dann lachten die beiden ein wenig. Der geraucht hatte langte dem Kameraden eine Zigarette heraus: «Ja so! Du hast ja nix!» und neigte ihm den Kopf zu, um ihm Feuer zu geben. Indem die Atemzüge das kleine Glimmen entfachten, ersah der Gefangene den Augenblick. Ein Fusstritt öffnete die Türe, der Bauer hatte sie nachlässig geschlossen, sie war nicht zugeschnappt. Schon stand er auf der Plattform, eine blitzschnelle Ausschau und Ueberlegung, zwei Tritte abwärts, und der Mann kollerte den Abhang hinunter, ein dunkles Bündel über die dünne Schneedecke, die er mitschürfte. Das sahen die fluchenden Gendarmen noch, und schon nahm ihnen eine Baumgruppe am Rain und eine Wendung der Strecke die Sicht.

Das Geräusch des Zuges war längst verklungen, der Mann lag noch still. Dann begann er sich zu rühren und mit dem Körper zu arbeiten. Er war in einem Acker gelandet, die Furchen lagen voll Schnee. Er stemmte den Kopf an die erfrorene Erde, arbeitete die Knie herauf und brachte sich auf die Beine. Dabei überlegte er. Wohin konnte er gehen? Der beste Freund, den sein erster Gedanke suchte, einer, der ihm die Ketten abnahm und ihm in ein Versteck half, der hauste in einer Arbeiterbaracke; das war auf dem anderen Flussufer, fast bis zur Station musste er zurückgehen und dann schauen, wie er über die Brücke und durch das Dorf kam. Entmutigt dachte er an den weiten Weg. Ein dumpfer Schmerz sass ihm im Kopf, Arme und Beine waren geprellt.

Das Gesicht war an einzelnen Stellen nass, und das brannte ihn: er hatte sich im Sturz die Haut aufgerissen er versuchte sich an seinem Rock an der Schulter abzutrocknen. Doch das war nicht wichtig, er musste nur fort und aus dem Acker fort, auf dem schwer zu gehen war. Er fiel immer wieder hin und arbeitete sich fluchend und zähneknirschend auf. Es musste nur einer sein, der ihm die Ketten abnahm. Das war alles, dann bekamen sie ihn nicht so bald. Auf der Strasse begegnete er wohl irgendwem, auch zur Nachtzeit. Aber ob sich der gerade dazu bereit fand? Und ob er es auch konnte, ein Werkzeug dazu hatte und nicht eher zu fürchten war?

Der schwere Gang auf dem Acker war überwunden. Der Entsprungene hatte einen Fahrweg unter den Füssen. Er schritt aus und hielt die Hände an den Leib und an den Rock, damit die Ketten nicht so laut riefen; weniger um sich in der grossen weiten Stille zu verhehlen als aus Unwillen, dass er es hören musste. Auf einmal sah er in einiger Entfernung vor sich ein Licht. Er konnte noch nicht unterscheiden, ob es aus einem Fenster drang oder was es sonst für eine Bewandtnis damit hatte, und es war schon eine unendliche Gewissheit in ihm: dass es zu seinem Weg gehörte und dass ihm dort die Ketten abgenommen würden.

Indem er auf dem Fahrweg in der Richtung des Lichtes ging, bemerkte er, dass hier schon Leute gegangen waren; ihre Fusstapfen kamen von der anderen Seite des Ackers, und es war zu vermuten, dass das Vorhandensein des Lichtes mit ihnen zusammenhing. Der Himmel war freier geworden, die schweren, schwarzen Massen der Berge zeichneten sich deutlich dagegen ab, ein Stern stand darüber der dünkte ihn hell und gross. Bald vermochte er zu unterscheiden: es war kein Bauernhof, auf den er zuschritt, es war wohl nur ein Kleinhäusler; er erinnerte sich nicht, hier jemals ein Gebäude bemerkt zu haben. Oder hatte er es bloss nicht beachtet?

Der Mann hielt nun an sich und ging langsam und vorsichtig. Wo das Licht herkam, das war der Stall des Kleinhäuslers, und der Schein drang aus der Stalltüre, die angelehnt gewesen sein mochte und sich dann doch geöffnet hatte. Es waren Menschen in dem Raum, der Flüchtling hörte es, ohne dass sie gesprochen hätten. Er näherte sich mit äusserster Behutsamkeit und suchte in den Stall zu spähen, ohne dass er in den Schein trat. Er sah: es war ein Paar, ein junges Weib und ein Mann mit braunem Bart da; sie hatten im ersten Abteil des Stalles die leere Krippe vorgerückt, sie stand frei. Und sie hatten sie mit blankem Stroh gefüllt und ein Leinentüchlein darüber gebreitet und darauf lag sorgfältig eingehüllt, ein neugeborenes Kind. Der Flüchtling betrachtete das junge Weib; es sass an der Krippe, vielleicht auf einer niederen Futterkiste oder Truhe, worauf ein Mantel und ein Rucksack abgelegt waren. Ihr Gesicht unter dem geteilten Scheitel, den kein Tuch bedeckte, war sanft und klar, es stand kein Kampf und keine Sorge darin, nur ein unbewusster Frieden, aus dem auch all ihre Bewegungen kamen; sie hatte eben geprüft, ob die kleinen Händchen auch nicht zu kalt wären, und wärmte sie ein wenig in den ihren, dann sah sie zu ihrem Gefährten auf und führte ein Töpfchen zu trinken, das er ihr reichte, an den Mund; er hatte vielleicht eben gemolken.

Der Spähende blickte auf das Kind, er sah die Fäustlein geballt, die noch nicht mehr Kraft haben konnten als Rosenblätter, und ihm schien immer gewisser, als ob dieses schlafversunkene und winzige Gesichtchen ihm etwas zu sagen hätte, was freilich mit Worten nicht auszudrücken wäre; und dieses Gefühl, dass das Kind ihm solche Aufmerksamkeit erwiese, ohne ihn zu sehen, reizte ihn zur Lustigkeit, und er hätte am liebsten behaglich herausgelacht; jedenfalls ging etwas wie ein Antworten durch seinen ganzen Körper, so dass sein Stehen ein bisschen unsicher wurde und seine Ketten klirrten. Da flog es wie eine Wolke über das schlafende Gesichtchen; eine Falte grub sich an der Nasenwurzel ein, und die geballten Händchen zitterten leise. Fast schien es, als ob es aus dem Schlaf weinen würde; allein dann wich die Spannung, das Gesichtchen glättete sich, und um die geschlossenen Augen und über die Stirne hin wurde es gross wie von Verheissung. Das sah der entsprungene Mann wohl, aber auch dem jungen Weib war es nicht entgangen. Es machte besorgt eine Bewegung des Horchens, aber der Mann wies beruhigend nach rückwärts, wo über der Bretterwand für einen Augenblick das Haupt eines Rindes sichtbar wurde, das sich nach der ungewohnten Gesellschaft hereinwandte und dabei die Stallkette, an der es festgemacht war, klingen liess. Der Mann kraulte dem Tier den Kopf und das junge Weib lächelte. Der Lauscher aber kam wie aus grosser Entfernung wieder in die wirkliche Lage zurück, in der er sich seit wenigen Stunden befand, und da erschrak er. Jetzt begriff er, was er getan, und dass es alles Unsinn war und weit von der Vorstellung, die er von sich selber hatte und was er im Leben wollte. Und da hatte er nun die Ketten, und so sind die Handlungen der Menschen. Da hatte er Dinge getan, die mussten nun wieder ungeschehen gemacht werden, so wie man das eben kann; das war ein Stück Lebensarbeit für ihn, er musste ein Stück Lebensweg wieder zurück und musste dann wieder anfangen. Er hätte laut aufstöhnen mögen; aber er durfte doch die Leute nicht damit erschrecken und schon gar nicht mit seinem Gesicht, das gewiss blutbetronnen war, oder mit seinen Ketten erschrecken. Und das Gefühl, das ihn hierhergezogen — es würde ihm hier jemand die Ketten abnehmen — seltsam, er fühlte es in nichts enttäuscht oder betrogen, und er hätte doch nicht sagen können, woher das kam.

Und so machte er sich leise los, drückte die Hände mit den Ketten fest an sich und ging. Ging, so wie viele auf Erden gehen. Und doch war es in ihm auch heller und klarer, als es in vielen ist.

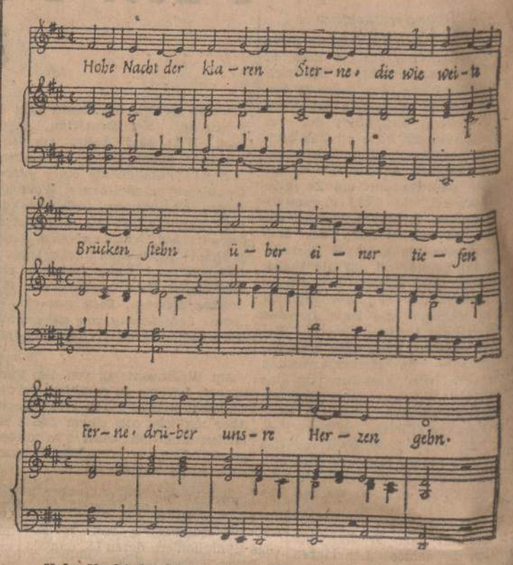
LICHTWENDE

Von MARIA KAHLE

Strahlt dir kein Baum, mein Volk, mit sanften Kerzen,
Braust auch der Sturm vom Meer zum Alpenraum,
Du bist ja selbst der starke Lebensbaum,
Und Lichter glühn aus Millionen Herzen!
Du sollst um deines Ringens Sinnbild wissen!
Lichtbaum des Nordens, bist du aufgestellt
Als Leuchte einer wildverworrenen Welt,
Die um dich wogt in Seelen-Finsternissen.
Breitzweigend stehst du fest, Europas Wächter
Und schirmst uraltes Erbe, Geist und Traum;
Lichtwende brennt schon an der Nächte Saum
Und segnet unsre kommenden Geschlechter.

Hohe Nacht der klaren Sterne

Text und Lied: Hans Baumann



Hohe Nacht der klaren Sterne, die wie weite Brücken stehn über einer tiefen Ferne, drüber unsre Herzen gehn.

Hohe Nacht mit grossen Feuern, die auf allen Bergen sind, heut' muss sich die Erd' erneuern, wie ein junggeboren Kind.

Mütter, euch sind alle Feuer, alle Sterne aufgestellt. Mütter, tief in euren Herzen schlägt das Herz der weiten Welt.

Goldgrüner Schmetterling...

EINE WEIHNACHTSGESCHICHTE / Von Hermann Hesse

Bei der Heimkehr am Heiligabend war ich sehr vergnügt und mochte weder an die Arbeit gehen noch mich mit all den ungelesenen Briefen befassen, die sich in den letzten Tagen angesammelt hatten. Ich erinnerte mich der Kinderzeit und wie es da an Weihnachten so schön gewesen war, sich immer wieder der neuen Geschenke zu bemächtigen und sich ihres Besitzes zu freuen.

Diesmal hatte ich so begeisternde Dinge nicht erhalten — es gibt für alte Leute diesen Glanz und Zauber nicht mehr, den einst die Geige, das Buch, das Spielzeug, die Schlittschuhe hatten. Aber ein Stück gab es doch, ein Geschenk das war wirklich festlich, wirklich ausserordentlich und zauberhaft das konnte man in stillen Augenblicken hervorholen und mit Entzücken betrachten, in das konnte man sich vergucken und verlieben. Das holte ich hervor und setzte mich damit ans Fenster. Es war unter Glas hübsch montiert, ein herrlicher exotischer Schmetterling, er trug den schönen Namen Urania und kam aus Madagaskar herübergeflogen. Der schön gebaute Falter mit schlanken, kräftigen Segler-Flügeln und reichem Zackenwerk am untern Flügel sass leicht schwebend auf einem Zweige; der oben grün und schwarz gestreifte Leib war unten rostrot behaart goldgrün glänzte das Köpfchen. Grün und schwarz gemustert waren die Oberflügel, und zwar war es auf der Schauseite ein prächtiges, warm und goldig strahlendes Grün, auf der Rückseite aber ein ganz kühles, zartes, silbern beflogenes Veronesergrün, in dem die kristallenen Flügelrippen edel schimmerten. Die unteren Flügel aber, die phantastisch gezackten, zeigten ausser dem grün-schwarzen Muster ein grosses strahlendes Feld von tiefem Gold, das im Licht bis ins Kupferrot, ja bis ins Scharlachene spielte, launig gezeichnet von tiefschwarzen Flecken, und zu unterst war der Flügel, wie das Kleid einer Dame, am Saume mit einem feinen, kurzen, aus Blond und Schwarz gemischten Pelzchen besetzt.

Eine lange Weile sass ich über den Fremdling aus Madagaskar gebückt und liess mich von ihm bezaubern. An vieles erinnerte ich mich, an vieles mahnte er mich, von vielem erzählte er mir. Er war ein Gleichnis der Schönheit, ein Gleichnis des Glückes, ein Gleichnis der Kunst. Seine Form war ein Sieg über den Tod, sein Farbenspiel ein Lächeln der Ueberlegenheit über die Vergänglichkeit. Er war ein einziges, vielstrahlendes Lächeln, dieser tote, präparierte Falter unterm Glase, ein Lächeln von vielen Arten, bald schien es mir kindhaft froh, bald uralt und weise, bald kriegerisch schmetternd, bald schmerzlich spöttisch — so lächelt die Schönheit immer, so lächeln alle Gestaltungen, in denen das Lebendige scheinbar zu einer Dauer geronnen, die Schönheit des ewig Fliessenden scheinbar Form geworden ist, sei es nun eine Blume oder ein Tier, ein ägyptischer Kopf oder die Totenmaske eines Genies. Es war überlegen und ewig, dies Lächeln, und war, wenn man sich darin verlor, plötzlich auch spukhaft wild und irr, es war schön und grausam, sanft und gefährlich, voll höchster Vernunft und voll wildester Tollheit. Ueberall, wo das Leben für einen Augenblick vollkommen gestaltet erscheint, hat es diese gegensätzlichen Aspekte.

Süss blickte aus dem Goldglanz der verfliessende Purpur, straff spannte sich über die Flügelrippen das feste Grün und die schwarze Zeichnung, spielend zielten die schlanken Farbenzacken ihre Lichtpfeile hinaus. Holder Gast du, entzückender Fremdling! Bist du eigens aus Madagaskar herübergeflogen, um mir einen Winterabend mit Farbenträumen zu erfüllen? Bist du eigens aus dem grossen Farbkasten der ewigen Mutter davongelaufen, um mir das alte Weisheitslied von der Einheit der Gegensätze zu singen, um mich wieder zu lehren, was ich schon so oft gewusst und so oft wieder vergessen habe?

Ueber die schimmernden Goldflügel spielt blasser das abendliche Licht, langsam erlischt das rötliche Gold, und bald ist der Zauber von der Finsternis geschluckt, nicht mehr zu sehen. Aber er spielt dennoch das Spiel der Ewigkeit fort, das tapfere Künstlerspiel um die Dauer des Schönen — in meiner Seele spielt das Lied fort, in meinen Gedanken zucken die Farbenstrahlen lebendig weiter. Nicht vergeblich ist der arme schöne Falter in Madagaskar gestorben, nicht vergeblich hat eine ängstliche Hand seine Flügel und Fühlhörner und Sammet-Pelzchen so sauber präpariert und unvergänglich gemacht. Lange noch wird der kleine einbalsamierte Pharao mir aus seinem Sonnenreich erzählen, und wenn er längst zerfallen ist und auch ich längst zerfallen bin, dann wird irgendwo in einer Seele noch etwas von seinem seligen Spiel und weisen Lächeln blühen, und wird sich weiter vererben, so wie das Gold des Tutanchamon noch heute glänzt, und das Blut des Heilandes noch heute fliesst.

Rätsel

SILBENRAETSEL

ah baum ber bru de den di
ein ein em fan ge ger gi
gin gross in in ke leh nar ne
ne nes o rist ro sa ster stun
te ten tus ü un u: wand zob

Die Anfangs- und Endbuchstaben der aus diesen Silben zu bildenden 15 Wörter ergeben ein Kernwort.

1. griech. Philosoph, 2. Fusssoldat, 3. Entgegnung, 4. vermehrte Arbeitsleistung, 5. Anhänger und Gegner Cäsars, 6. primitives Boot, 7. Farbton, 8. Berg in Schlesien, 9 Stadt in Hannover, 10 Vorfahrin, 11. Name für kleine Jungen, 12. Lurchtier, 13. türk. Wasserpfeife, 14. Zierpflanze 15. Mädchenname.

METAMORPHOSE

– – – – – – – – hoher militär. Rang
– – – – – – Wandbrett
– – – – – alter Wurfspieß
– – – Selbstlaut
– – – – nordische Hirschart
– – – – – – unartiges Kind
– – – – – – – – Krebsart

Jedes folgende Wort entsteht durch Fortnahme oder Zugabe zweier Lettern und Umordnung der vorhandenen Buchstaben. Das Schlusswort besteht aus denselben Buchstaben des ersten Worts.

WER RIET RICHTIG?

Die Lösungen der Rätsel vom letzten Sonntag:

Silbenrätsel: 1. Vinci, 2. Esel, 3. Lorelei, 4. Stute, 5. Narew, 6. Emden, 7. Insterburg, 8. Harmonie, 9. Riechnerv, 10 Ortler, 11. Trinkler, 12 Egmont, 13 Elfenbein, 14. Melpomene, 15. Hosenträger, 16. Schalmei, 17. Nappa, 18. Lukullus, 19. Sparbuch, 20. Eisenbahn, 21. Examen. — *Viel letzten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen!*

Sprich Deutsch!: Antellnahme, Landstreicher, Hautfarbe, Angebot, Menge, Briefwechsel, Rechtschreibung, Abschrift — «*Alhambra*».

Der Weihnachtsmann in eigener Sache:

Da bin ich wieder bei Euch und das war nicht so einfach. Wie bei den Kindern, bin ich natürlich von Amts wegen verpflichtet, Euch zu fragen, ob Ihr auch alle artig gewesen seid. Ihr werdet natürlich alle «Ja» sagen und Euch gewaltig stark dabei vorkommen. Dabei habe ich eine dicke Beschwerde über Euch, die ich Euch jetzt einmal auseinander klamüsern muss:

Liebe Leute, warum nennt Ihr jeden Torfkopf oder Blindgänger oder Versager einen «Weihnachtsmann»?

Meine Berufsehre ist dadurch gekränkt und mein Vertrauen zu Euch erschüttert. Eigentlich hätte ich mich an höchster Stelle über Euch beschweren müssen, aber ich will Euch lieber persönlich meine Meinung sagen. Ja, ja, es ist schon so: Ihr nehmt mich nicht ernst und das ist das schlimmste, was einem Weihnachtsmann passieren kann. So sehe ich mich denn genötigt, Euch Bescheid zu stossen und die Ehrenrettung aller Weihnachtsmänner vorzunehmen.

Es ist ja nicht das erstemal, dass man mit uns Schindluder treibt.

Stellt Euch vor, einem Kameraden von mir haben sie einen falschen Bart umgehängt, ihm eine Bischofsmütze aufgesetzt, Pelzpantoffeln angezogen, einen Krummstab in die Hand gegeben und ihn St. Nikolaus genannt. Ist aber nicht an dem.

Einen anderen haben sie zum Leibkutscher gemacht von einem blassen, süssen Weihnachtsengel. Ist aber auch nicht an dem.

Das schlimmste aber ist, dass sie uns statt des gutgemeinten Tannenreises eine böse Rute in die Hand gegeben und uns zu Kinderfressern gemacht haben. Ist aber erst recht nicht an dem.

Das aber ist die Richtigkeit:

Seit uralten Zeiten kommen wir um die Mittwinterzeit, wenn das alte Jahr so langsam schlafen geht und das neue noch wie ein kleines Kindlein in der Wiege liegt. Da brachten wir allerhand schöne Dinge mit, das neue Jahr zu begrüssen: Grüne Zweige und Aepfel und Nüsse, und wenn ich in früheren Zeiten so auf meinem Schimmel durch die Winternächte, die Weihenächte ritt, beschneit und bereift, da traf ich manchmal die gute Frau Holle an, die sich um diese Zeit immer besonders schön und festlich hergerichtet hatte, und aussah wie ein junges Mädchen. Weiss war ihr Kleid und golden ihr Haar und wo sie hinkam, da brachte sie lauter Licht und Feierlichkeit, und weil sie so glänzte und strahlte in ihrer Pracht, nannten Eure Väter sie: die Percht. Und mich, mich ruppigen Gesellen im dicken Pelz, mich nannten sie den rauhen Percht, den Ruppricht. Aber trotz meiner rauhen

Der Räucherkerzelmann:

Du denkst, er schmaucht Tabak aus seinem Pfeifenrohr,
doch steigt ein Weihrauchwölkchen aus seinem Bauch empor.
(Dass Männer innen hohl sind, das kommt zuweilen vor).
Es gaukeln süsse Düfte in Schwaden um ihn her,
Verzückt geblähte Nasen, bei Gott, die liebt er sehr.
(Und die am hohlsten hohl sind, die qualmen um so mehr!)

Der Zappelmann spricht:

Zieht einer mich am Strick, tanz ich im Augenblick.
Du denkst: Der arme Wicht! Das tut ein Mann doch nicht!
O weh, mein lieber Franz, auch du drehst dich im Tanz.
Meinst du, dass man nicht sieht den Strick, dran «Esel» dich zieht!

Schale und meines bereiften Bartes hatten sie mich alle gern.

Wie jubelten die Kinder, wenn ich in die warmen Stuben kam, oder auch nur ein paar Nüsse in die Schuhe gelegt hatte. Und die Alten, die freuten sich mit den Kindern und schauten ganz feierlich drein; manchmal schimmerte es feucht in ihren Augen, wohl weil sie daran dachten, wie sie auch mal jung und solch frohe glückselige Kinder waren.

Und deshalb, meine ich, sollte auch Ihr einmal einen Augenblick ernst und still sein, an die Weihnacht Eurer Kindheit denken und in mir den uralten Boten Eures Volkes sehen.

Der Weihnachtsmann

FRANZ XAVER ZIMMERMANN:

Robert Hamerlings Triester Jahrzehnt

Ein Kapitel deutscher Literaturgeschichte im Adriatischen Küstenland

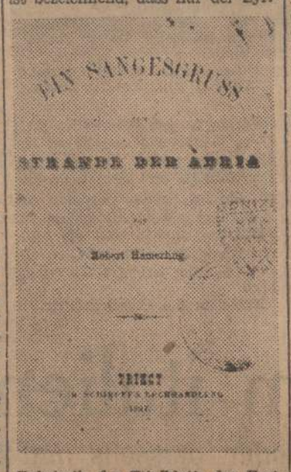
Als der fünfundzwanzigjährige Hilfslehrer Robert Hamerling, aus dem kleinen Orte Kirchberg am Walde im damaligen Niederösterreich stammend, im April 1855 die ihm verliehene «wirkliche Lehrstelle für klassische Philologie» am deutschen Staatsgymnasium in Triest antrat — es war diese Anstalt bis 1863 die einzige, und zwar deutsche, humanistische Bildungsstätte der Stadt, aus der auch spätere Grössen des Landes wie Attilio Hortis hervorgingen, da begrüsste er Triest als «den rechten Ort für einen Poeten im Süden, an der blauen Adria, an der Schwelle Italiens» und als «die bewegte Hafenstadt, wo ihn ein Meerhorizont und das will sagen: ein Welthorizont umgab».

So spricht keiner, der «nur» Philologe ist und sich in die enge Schulweisheit seines Lehrfaches einkapselt, sondern einer, der Ausschau ins Leben halten will und den es zur eigenpersönlichen Darstellung des Erlebten und Geschauten im Spiegel der Kunst, der Dichtung drängt. Nun war Hamerling zur Zeit seines Eintrittes in Triest keineswegs bereits ein bekannter Poet, er war erst ein Werdender, ein heimlicher Kunstjünger mit frischen Versuchen in der Mappe, aber doch einer, der Kraft und Wert seiner künstlerischen Begabung bewusst in sich trug. Bekannt und anerkannt war damals Hamerling nur als klassischer Philologe, und als solcher, nicht als Dichter wurde er vom Staat zum Lehramt nach Triest berufen. Als Wissenschaftler, dem der Unterricht das tägliche Brot des Lebens sichern sollte, traf Hamerling in Triest ein, aber als ein in Europa weithin gefeierter Dichter verliess er zehn Jahre später die Stadt. Der Triester Aufenthalt, der ein volles Sechstel des kaum sechzig Jahre alt gewordenen Dichters ausfüllte, war die Vorbereitungs- und erste Reifezeit Hamerlings, dessen Leben in Triest die folgenden Zeilen kurz nachgehen wollen.

Arme Philologenschulmeister waren vielfach weltabgewandte, oft weltfremde Leute. Auch Hamerlings Leben verlief in Triest zunächst ziemlich abseits der ihn dort umgebenden Welt. Unter Vermeidung des zerstreuenden Gesellschaftslebens, das dem oft monatelang kranken «Strandpoeten an der Adria» (wie er sich selbst nannte) nicht zusagte, verbrachte er seine Zeit im Gymnasium auf dem damaligen Leipziger Platz (der heutigen Piazza Attilio Hortis) und, seinen literarischen und künstlerischen Neigungen nachgehend, auch mit dem Besuche der vier italienischen Theater von Triest, in denen damals noch, wie schon vorher auch deutsche Schauspieltruppen auftraten und französische Schauspiele gegeben wurden. Das Theater wurde zum Sprungbrett Hamerlings in die Oeffentlichkeit, seit ihn Dr. Pipitz, der damalige Chefredakteur der deutschen «Triester Zeitung» (sie bestand seit dem Ende des 18. Jhdts. bis zum ersten Weltkrieg) einlud, die Berichterstattung über das Theater- und Kunstwesen in Triest zu übernehmen. Diesen Zeitungsdienst behielt Hamerling dauernd bei und erweiterte ihn später noch durch seine Literaturberichte im «Familienbuch» des Lloyd u. a. Stärkeren Anschluss an die Oeffentlichkeit und an die deutsche Gemeinde von Triest fand Hamerling, als aus Anlass der Jahrhundertfeier von Schillers Geburtstag (1859) hier der «Schillerverein» zur Pflege deutscher Musik, Literatur und Geselligkeit gegründet wurde. Wie wir es in musischen Vereinen der Italiener von Triest schon bei der «Minerva» und noch früher bei den «Arkadiern» finden, unter deren Mitglieder auch Deutsche bekannt sind, so erscheinen umgekehrt auch Italiener als Mitwirkende und Gäste im deutschen Schillerverein der Stadt. Eine der ersten Grosstaten dieses Vereins war die Aufführung von Beethovens Symphonien, deren IX. damals in Triest noch niemals gehört worden war. Anregungen anderer Art, und zwar kultur- und religionsgeschichtliche, volks- und naturkundliche Anregungen gingen auf Triest aus, als der Schillerverein eine «Novara»-Ausstellung veranstaltete, die das gesamte, in fremden Ländern gesammelte Material enthielt, das die bekannte Fregatte «Novara», von ihrer Weltreise in Triest landend, mitgebracht hatte. Die kulturelle Bedeutung des Schillervereines für Triest kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Man lese, was Dr. Julius Kugy, einer der besten und grössten Triester Deutschen, in seinem inhaltsreichen, echt küstenländischen autobiographischen Buche «Arbeit, Musik, Berge» darüber sagt. Wir erfahren durch Dr. Kugy auch, dass die damalige deutsche Gemeinde in Triest so stark war, dass der Schillerverein 2000 Mitglieder zählte. Neben dem Schillerverein war es auch die Triester Börse, die Hamerling täglich besuchte. Aber nichtdeutsche Darsteller von Hamerlings Leben in Triest gehen fehl, wenn sie dabei auf Börsenspeculationen des Dichters zielen. Hamerling war nur Mitabonnent des Lesesaales dieser Börse und holte sich dort nicht etwa klingende Kursgewinne, sondern geistige Nahrung. Im «Tergesteum» lagen schon lange vor Hamerlings Zeiten mehr Zeitungen, Zeitschriften und Bücher der verschiedensten Länder und Sprachen auf, als in irgendeiner andern Grossstadt während des metternichschen Vormärz. Neben dem maritimen Freihafen, mit dem Kaiser Karl VI. Triest i. J. 1719 beschenkt hatte, kann man das Tergesteum den geistigen Freihafen der Stadt nennen, in dem kulturelle Werte aller Art aus aller Welt einliefen.

Zu den Anregungen, die Hamerling so aus der Stadt selbst zuflossen, kamen andere noch von aussen her; vor allem sein, mit der Zeit seines steigenden Berühmtwerdens sich steigernder persönlicher und brieflicher Verkehr mit deutschen und ausländischen Literaten, Künstlern, Musikern, Uebersetzern und Gelehrten, unter denen Hamerling — darin ein Seitenstück zu dem neigungsmässig gleichgerichteten Dr. Kugy — die Botaniker besonders anzogen. Kenner und Freund von Pflanzen wie von Tieren war Hamerling zeitlebens. Der Hymnus auf sein Eichhörnchen in «Sinnen und Minnen» erzählt reizend von des Dichters Tierliebe, die er diesem vierbeinigen «Lebenskameraden» widmete.

Typischer Ausdruck einer professoralen Lebensführung ist oft die Stubensitzerei. Der scheue Hamerling konnte dieses Uebel umso leichter vermeiden, als ihn sein körperlicher Zustand zu viel Bewegung zwang. So wanderte er denn auch als der «Osservatore Triestino», wie ihn Dr. Pipitz scherzhaft, aber treffend nannte, durch die Strassen von Triest und Umgebung, immer offenen Blicks und ebenso offenen Ohrs für alles (vgl. seinen Aufsatz über die italienischen Volkslieder in Triest), was ihm, ihn interessierend, entgegentrat. Auf solchen Wegen entstanden seine zu freirhythmischen Gedichten geformten Eindrücke der Stadt und des Landes, die prachtvolle «Lenznacht im Süden», die «Hymnen im Süden», der «Scirocco» und auch Prosaschilderungen, wie die «Triester Spaziergänge». Das sind deutsche, in Triest bodenständige Schöpfungen, mit denen Hamerling in die Reihe der hiesigen deutschen Heimats- und Landschaftsdichter tritt. Aber es ist bezeichnend, dass nur der Lyriker, nicht der Epiker Hamerling solcherart im Triestinischen oder im Küstenländischen wurzelte. (Ueber sein grosses, 1864 in Triest geschaffenes Epos «Ahasver in Rom» weiter unten!).



Faksimile des Titelblatts der Erstausgabe von Hamerlings erstem Gedichtband: «Ein Sangesgruss vom Strande der Adria»

Wie bei allen Idealisten, Dichtern, Künstlern und Schwärmern ist es auch bei Hamerling von besonderem Interesse zu sehen, welche Frauen ihn umgaben und wie sie auf sein Schaffen und Wesen wirkten. Aber mehr als bei andern bleibt darin bei Hamerling «ein Erdenrest, zu tragen peinlich!» Denn dieser überfeine, dabei pedantische und selbstquälerische Idealist, der geistvoll über Liebe und Frauen grübelnde Philosoph, aber ein Mann, der nie herzhaft und sicher zugriff, der über jedes Erleben's mit einer Frau Buch führte und diese Weiblichkeiten nach ihren individuellen Schattierungen typologisch schematisierte: Hamerling war nicht der Mann, dem Frauen reines und dauerndes Glück hätten bringen können. Hamerling kam nicht über die Schwelle, die die Geschlechter naturhaft vereint und bindet, Herzensneigungen wurden ihm zu Gewissensskrupeln. Begegnungen bald zu Entfremdungen. Bewunderung einer Schönen blieb ihm platonischer Kult, und seine Liebesgefühle wurden — Tagebuchstudien. Tief und schön hat er Frauenliebe und was um sie spielt, in seinen Dichtungen aufgefangen, aber im Leben keinen ihn voll beglückenden Besitz und Genuss gefunden.

Keine von Hamerlings Frauenbekanntschaften jener Zeit war mit Triest heimatmässig verbunden. So sehr er sich in die griechische Aspasia im gleichnamigen Roman einfühlen konnte, das, was ihn in Triest lebendig umgab, blieb ihm fremd. Denn mit den «südlichen Schönheiten der Hafenstadt, den bezaubernden Italienerinnen, Griechinnen und Jüdinnen» liebäugelte er in platonischem Schönheitskult nur aus der Ferne, in die Logen des Theaters oder zu den Balkonen der Häuser hinaufblickend, wo sie ihm «wie Heiligenbilder in Nischen» erschienen. Seine deutschen Freundinnen waren alpine Landsmännninnen, vor allem aus Graz. So die von ihm vielgepriesene Minona, eine verwitwete Gstirner und eine kurz Fanny genannte Advokatenfrau, eine verschrobene und offenbar asexuelle Schwärmerin, der ein Gedicht Hamerlings: «Ich will ja nichts» das Evangelium ihres und seines Wesens war. Minona übersiedelte 1863 von Graz nach Triest und führte dort den «ruhigen, leidenschaftslosen Charakter der wechselseitigen Zuneigung und Ergebenheit» in dauerndem Verkehr mit dem Dichter weiter. Einen schönen poetischen Niederschlag fand dieses Verhältnis in Hamerlings «Friaulischem Reisebild», das auf einer gemeinsamen Fahrt der beiden nach Friaul und Venedig entstand und in dem Gedichte «An Minona» aus Pordenone (1864) gipfelte. Die Harfenvirtuosin Maria Mösner aus Salzburg wirkte bei ihren Gastspielen in Triest mehr aufregend als befriedigend auf ihn, obwohl sie eine «hochpoetische Erscheinung» für den ihr bald als Seraph, bald als Mephisto nahenden Dichter war. Das Gedicht «An eine Harfnerin» spricht davon, wie sein Herz blutete, wenn er, der als Dilettant auch selbst Musik trieb, ihr Harfenspiel hörte; zwischen «Unsäglich unglücklich, oder glückumflossen in einem Mass, das Menschen unerträglich» schwankt er schon bei dem blossen Gedanken eines Kusses von ihrem Munde. In Idealismus und Poesie «ohne Stufen tiefer» fand er ein Seitenstück zu diesem «Mösner-Roman (!) in einer deutschen Schauspielerin in Triest, kam aber mit ihr ohne tragische Schicksalswendungen auseinander. Nicht unerwähnt möchte ich in diesem Zusammenhang Hamerlings ganz unerotische Bekanntschaft mit der von ihm sehr geschätzten «sinnigen Novellistin» Frau Anna Schimpff lassen, einer geborenen Jahn aus Leipzig, die als Gattin des Triester deutschen Buchhändlers F. H. Schimpff (seine Buchhandlung bestand dort bis nach 1915 und ging dann in die italienische Firma Treves über) unter dem Decknamen Moritz Horst i. J. 1865 zwei Bände «Erzählungen aus dem Küstenland» veröffentlichte. Es sind diese Erzählungen die ersten künstlerischen, treu aus dem Lande gehobenen deutschen Novellen aus Triest, Istrien und Görz-Friaul, mit feiner psychologischer Einfühlung einer Sächsin in das Wesen der an der Adria bodenständigen italofriaulischen Männer und Frauen und mit sicherer Nachzeichnung der aus dem Gegensatz von deutsch und welsch sich vielfach ergebenden Liebes-, Ehe- und Wensskonflikte.

Um Hamerlings literarische Tätigkeit in Triest aufzuzeigen, mit der wir ihn, in die Geschichte des deutschen Schrifttums im Adriatischen Küstenland einstellen können, wäre zunächst zu sagen dass von dem Jahrzehnt seines Triester Lebens, das er selbst in den selbstbiographischen «Stationen meiner Lebenspilgerschaft» als ein Ganzes unter dem Titel «Zehn Jahre im Süden» buchte, zweieinhalb Jahre, also ein ganzes Viertel dieses Jahrzehnts, ausserhalb seines Triester Aufenhaltes fallen. Das genannte Jahrzehnt bezeichnet somit nur seine amtliche Dienstzugehörigkeit zur Stadt, aber nicht auch ein zehnjähriges ununterbrochenes Leben in ihr. Das letzte Dienstjahr weilte Hamerling seit Juli 1864 überhaupt nicht mehr in Triest, sondern, krankheitshalber beurlaubt, in Graz. Und von den übrigen neun Jahren verbrachte er die neun Doppelmonate der jährlichen Sommerferien — diese Göttergabe altösterreichischer Mittelschullehrer! — ebenfalls ausserhalb Triests, dreimal in Venedig und Friaul (in Venedig einmal auch mit mehrmonatlichem Krankenurlaub), die andern in Graz. Die so ausserhalb Triests entstandenen Werke zählen nach Anregung, Ortsursprung, Ideen und Inhalt nicht unmittelbar zu seinen küstenländischen Dichtungen, aber sie sind doch getragen von der dort neu und befreiend über den Dichter gekommenen Lebensstimmung. Wie anregend, befruchtend und befreiend das nördliche Adriatische Küstenland auf Poeten und ihre Werke wirkte, wird eine vorbereitete Sammlung der darauf bezüglichen Dichtungen darlegen. Hier erinnere ich nur an ein Wort Ibsens, der vom Anblick des Meeres, des Himmels und Landes bei Miramare und von Opcina aus begeistert, einmal sagte, dass die dort geschaute Schönheit seiner ganzen späteren Produktion das Gepräge gab, auch wenn nicht alles in ihr Schönheit war!

Die erste in Triest entstandene und dort veröffentlichte Dichtung Hamerlings ist ein kleines, in F. H. Schimpffs Buchhandlung 1857 in Sedezformat erschienenes Gedichtbändchen mit dem Titel: «Ein Sangesgruss vom Strande der Adria» wo, wie der Dichter im Vorwort sagt, «die äussersten Schwingungen des deutschen Lebens verzittern und literarischer Rat hoch im Preise steht». Deutlich klingt darin noch die Einsamkeit des «Strandpoeten» während seiner ersten Triester Jahre nach. Das heute selten gewordene und auch «hoch im Preise stehende» Büchlein enthält lyrische Gedichte einer noch in Abhängigkeiten befangenen Kunstübung und Proben aus einer, während eines Venedger Aufenthaltes Hamerlings entstandenen Dichtung «Venus im Exil» deren Stoff sich an die deutschen Sagen von Frau Venus, Loreley und der Waldfrau anlehnt. Sie enthält in den Versen: «Zieh hin, du heiliger Bote / Und sang in freudigen Tönen / Vom tagenden Morgenrote / Vom kommenden Reiche des Schönen!» das Programm von Hamerlings ganzem weiteren Streben und Wirken auf literarischem Gebiet. Frau Venus ist ihm die Göttin der Schönheit, der Liebe des ganzen, vollen seligen Daseins und stellt in idealer Verklärung durchen den Dichter das dar, was dem Mann in Wirklichkeit zu erreichen nicht gelungen ist. Küstenländische Motive scheinen nur manchmal motivisch durch, vor allem im «Meeresgruss», einem Lied an das Meer, aus dessen Fluten ihm die Ahnung eines neuen Lebens emporstieg. Von Hamerling an bis zu Ibsen werden die Dichter nicht müde, die Pracht des Meeres im Triester Golf und der ihm angelagerten Landschaft zu preisen. In Prosa hat es wohl am schönsten der heimische deutsche Dichter Otto von Leitgeb erfasst.

Robert Hamerling

(Nach einer alten Photographie gezeichnet von Prof. Ranzatto)

Das zweite aus der Triester Zeit Hamerlings stammende Werk ist seine Gedichtsammlung «Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern», 1859 in Graz erschienen Ihren Inhalt bilden Lieder, Sonette, Hymnen, Bilder und Geschichten, Oden, Elegien und Epigramme, dem damaligen Zeitgeschmack so entgegenkommend, dass die rein lyrischen Stücke vielfach von namhaften Komponisten vertont wurden. Das Werk war auch buchhändlerisch einer der besten Erfolge Hamerlings. Deutlich heben sich in ihm von den vortriestiner Liedern jene schon oben genannten, unter die Hymnen gestellten Triester Stücke ab, die in ihren sprachschönen freien Rhythmen — ein Zeugnis für die Befreiung des Dichters aus der Schablone der herkömmlichen Reimdichtungen und für den Einfluss der metrisch viel ungebundeneren italienischen Dichtung — ferner in ihrem Lokalkolorit, in der deutlichen Umwelterfassung in Landschaft, Menschen und Stimmung glänzende Stücke deutscher Dichtung von der Adria darstellen. Hätte Hamerling sie mit den Namen der Oertlichkeiten deutlich charakterisiert, statt sie in einem unbestimmten Süden spielen zu lassen, hätte er etwa den Rahmentitel «Lieder aus Triest» o. ä. um sie gelegt: Hamerlings grosser Leserkreis jenseits der Alpen, die Kritik und die Literaturwissenschaft wären schon damals auf das Deutschtum im Küstenland und auf das (nachweisbar Jahrhunderte alte!) deutsche Geistesleben an der Adria aufmerksam geworden, das sich in Staat und Verwaltung, in Recht und Sprache, in Schulen und Wirtschaft usw. dort führend ausgewirkt hatte. Das blieb erst der von Nagl-Zeidler und Castle herausgegebenen «Deutschösterreichischen Literaturgeschichte» vorbehalten, in deren letztem Band von 1933 (der erste war schon 1899 erschienen) die erste zusammenhängende Darstellung der germanischen und deutschen Sprache und Dichtung in diesem Adriaraum von mir gegeben wurde.

Von den wissenschaftlichen Fachartbeiten der Triester Zeit, die Hamerling in den Jahresprogrammen des Gymnasiums veröffentlichte, ebenso von seinen zahlreichen journalistisch-publizistischen Beiträgen in Zeitungen und Zeitschriften hier absehend, sei es als in die Triester Zeit fallend, wenn auch ausserhalb Triests entstanden oder vollendet, nur noch genannt sein 1861 gedichtetes «Schwanenlied der Romantik» (Romantik ist ihm die «Poesie des durchgeistigten Gemütes») und die in elf Tagen vollendete Kanzone «Germanenzug» (1863), ein Vorläufer der späteren grossdeutschen Richtung und Dichtung Hamerlings, der in einem, ein Jahr vor seinem Tode erschienenen Gedicht («Das germanische Jahrhundert») visionär die europäische Sendung Deutschlands voraussagte, wie sie sich heute, mitten im schwersten Kampf und grimmiger Not, uns ebenso visionär und überzeugt in der Zukunft spiegelt.

Ueber allen früheren Triestiner Dichtungen Hamerlings steht sein letztes hier geschaffenes Werk, die epische Dichtung in sechs Gesängen: «Ahasver in Rom», in der Zeit vom 6. Januar bis 14. April 1864 in einem «Kämmerlein» des Hauses Nr. 2 in der via S. Caterina geschrieben. Eine Ahasver-Dichtung spukte schon lange in Hamerlings Kopf und Sinn. Den Tag, an dem ihm zum erstenmal die Idee einer solchen kam, zunächst als Tragödie den 13. Februar 1850 in Graz, nennt er den «wichtigsten, vielleicht folgenreichsten Tag seines Lebens» (Tagebuch). Viele Jahre verwendete er auf das Studium der Zeit Neros, bis einmal in der düsteren Stimmung seiner durch Krankheit verursachten «alten Abgeschlossenheit» in Triest 1864 der Stoff endgültige Form bei ihm fand. Fieberhaft ergriff ihn die Arbeit daran: am Morgen warf er die Verse aufs Papier und schrieb abends nach den Berufsgeschäften, d. i. nach dem Unterricht und den Zeitungsarbeiten, die Verse ins Reine nieder. In drei Monaten war das Werk vollendet, durchglüht von einer sprachlichen Farbenpracht wie ein Makart-Bild, bewegt von lebhaftem Fluss der Handlung und mit tiefem, symbolisch-philosophischem Gehalt. Hamerling sieht im Ahasver das erste Menschenkind, den Erstgeborenen der Erschaffenen, Kain, der zum Dank und zur Strafe dafür, dass er den Tod in die Welt gebracht, von diesem selbst verschont wird. Die Dichtung galt bald als ein Meisterwerk der damaligen Zeit, wurde überall gelesen, besprochen, übersetzt (viermal ins Italienische, dann ins Russische, Holländische, Polnische, Dänische, Französische, Englische), es brachte das Nero-Thema in die Welt — Kaiser Nero ist bei Hamerling als der Träger des höchsten Lebensdranges der Gegenspieler zur Todessehnsucht Ahasvers gedacht — Nero-Dramen und Nero-Opern tauchten auf und die italienische Primaballerina in Mailand entwarf auf Grund der Hamerlingschen Dichtung sogar ein Ballet «Ahasver in Rom». Es fehlte also nur mehr die damals noch nicht mögliche Verfilmung!

Hätte Hamerling mit seiner grossen dichterischen Kraft damals einen küstenländischen Stoff ergriffen und ihn episch geformt, sei es als Geschichtsepos oder Roman, sei es als Abbild des damaligen zeitgenössischen Lebens mit seinen modernen Problemen oder dergleichen — Stoffe dazu standen jedem Dichter aus der Vergangenheit oder der Gegenwart des Landes, aus der Natur der Landschaft oder den bunten Volkstümern derselben, zur Hand: Hammerling hätte die deutsche Dichtung an der Adria und damit die Kenntnis des Landes und seiner Leute schon fast vor drei Menschenaltern in die Welt gebracht. Warum hat man von Pola an über Parenzo und Triest, über Aquileja, Görz bis Cividale-Sibidàt hinauf das Land zwar geschildert, gepriesen, besungen, aber es nicht genannt? Warum hat man mit all den hundert und tausend Jahre alten Namen des Landes Verstecken gespielt? Hat doch auch Ricarda Huch in ihrem Triester Roman «Aus der Triumphgasse» die Stadt nicht genannt! Daher kam es dann, dass deutsche Literaturgeschichten, zusammengetragen mit all dem Bienenfleiss, dessen nur ein solcher Daten- und Namensammler fähig ist, wie z. B. die Literaturgeschichte von Biese, sich damit bescheidet, den Triumphbogen einfach in eine «italienische Stadt am Meere» zu verlegen. Man sieht, bis Triest herab langte die Literaturgeographie dieser Gelehrten nicht.

Hamerling selbst hat den Gewinn seiner Berührung mit italienischer Sprache und Literatur, mit dem italienischen Leben und den einheimischen Menschen in Triest hoch angeschlagen. Theater, Musik, Kunst und der Verkehr sowie die landschaftliche Schönheit der Gegend haben bereichernd und befruchtend auf ihn gewirkt und auch in seinem, durchaus nordisch gebundenen Wesen ein Stück Seele frei gemacht, zu dem er im Norden nicht ebenso leicht den Weg der künstlerischen Befreiung gefunden hätte.

Amtliches

Verteilung von Schweinefettfleisch

Die Direktion des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass in den Gemeinden Triest, Muggia, S. Dorligo della Valle, Monfalcone-Gebiet, Grado und Adelsberg die Fettration für die IV. Dezemberwoche von 0.100 Kilogramm Schweinefettfleisch gegen Abgabe der Bezugabschnitte für Schweinefett, Oel und Butter der IV. Dezemberwoche ausgegeben wird.

In der Gemeinde Triest findet die Verteilung vom 28. bis 30. Dezember 1944 statt.

Triest, den 22. Dezember 1944.

Der Direktor
(f.V. Piero Dolzani)

Verteilung von Nährmitteln

Die Direktion des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass für die Gemeinden Triest, Muggia, San Dorligo, Monfalcone-Gebiet, Grado und Adelsberg für die erste Dezemberwoche eine Verteilung von Nährmitteln von 0.750 kg Teigwarenmehl gegen Abgabe des Nährmittelbezugabschnittes Nr 5 der gegenwärtigen Karte für rationierte Lebensmittel, verfügt wurde. Die Verteilung beginnt in der Gemeinde Triest am 23. Dezember.

Die Preise sind folgende: Grossverteilung franko Lagerraum des Grossverteilers Lire 400.— pro Mz; Grossverteilung franko Lagerraum des Kleinverteiler Lire 415.— pro Mz; Kleinverteilung Lire 4.60 pro kg.

Triest, den 22. Dezember 1944.

Der Direktor
(f.V. Piero Dolzani)

Verlobung

Wir haben uns verlobt:

Ursula Bock
Stabshelferin

Jochen Trümper
Uffz.

Weihnachten 1944. F. Nr. 41981

Kino u. Varieté

* = Film in deutscher Sprache.

Triest

SOLDATENKINO. Sonntag, den 24.12. Keine Filmvorführung. Montag, den 25.12. 16 und 19 Uhr: «Einmal der liebe Herrgott sein». * Dienstag, den 26.12. 19 Uhr: «Einmal der liebe Herrgott sein». *

DEUTSCHES HAUS. Sonntag, 24.12. Keine Filmvorführung. Montag, den 25.12. 16 und 19.30 Uhr: «Flucht ins Dunkels». * Dienstag, den 26.12. 19.30 Uhr: «Wunschkonzert». *

FENICE. 14: «Himmlische Freuden». Auf der Bühne Varieté.

NAZIONALE. 14: «Die Zaubergeige» mit Will Quadflieg. *

EXCELSIOR. 14: «Immensee», mit K. Söderbaum u. C. Raddatz.

FILODRAMMATICO. 14: «3 Mädchen auf Suche nach einem Mann». Auf der Bühne Ensemble Cecchelin.

SUPERCINEMA. 14: «Canitoga», mit H. Albers.

ITALIA. 14: «Das Recht zur Liebe», mit Magda Schneider, Viktor Staal.

IMPERO. 14: «Schrammeln», mit M. Harell, H. Holt, P. Hörbiger. *

Udine

PUCCINI. 13: «Milchschwester».

ODEON. 13: «Kinder sehen uns an».

GARIBALDI. 13: «Liebesbrief».

IMPERO. 13: «Unsere Kameradin».

FRIULI. 13: «Die Frau vom Westen».

Görz

CENTRALE. 24.12.: «Abenteuer im Schlafwagen». 25., 26.12.: «Carmela».

VITTORIA. 24-26.12: «Feuerzangenbowle» mit Heinz Rühmann. *

Laibach

KINO SLOGA: «Nora». Luise Ullrich, Viktor Staal.

KINO UNION: «So gefällst du mir». Gust. Huber, Wolf Albach-Retty. *

KINO MATICA: «Musik in Salzburg». Willy Birgel Lil Dagover.

Stellengesuche

Dame gutes Aussehen, gewandt in Büroarbeiten, spricht perfekt italienisch und deutsch, Maschinenschreiberin, sucht Stelle. Angebote mit Angabe der Arbeitsstunden an: Cassetta 23163 Z Unione Pubblicità Italiana, Triest.

Verkäufe

Gänsefedern mit Flaum zu verkaufen. Via Mauroner 18.

Verloren

Am 21.12. 2 Uhr Aktentasche mit Büchern zwischen Triest (Kontrollstelle) und Aquilinis auf dem Motorrad verloren. Finderzuschriften erbeten an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest. Anzeigenabteilung.

Ankäufe

Fotoapparat zu kaufen gesucht. Möglichst Leica, Contax oder Retina.

Druckerei Bernardi
Via Mazzini 44, Tel. 93-667

Geschäftsanzeigen

Tischausschmückung - Tannenzweige - Frische und künstliche Blumen - Elektrische Kerzen bei

Maria Marchi
Via San Lazzaro 20
(Ecke Via Torrebianca 34)
Telef. 29-903

Gute Fachgeschäfte

in FIUME

OLIVIERO BENUSSI
FIUME, Via De Domini 8, Tel. 645
Zeitungsvertrieb in- und ausländischer Blätter
Buchhandlung «GLOBUS»

G. FRIZZOLI
Elektrische Geräte
Corso 15 — FIUME — Tel. 479

in SUSSAK

Buch- und Papierhandlung
J. AHMETOVIC
Zeitungsvertrieb in- und ausländischer Blätter
SUSSAK, Jelačićev trg

Deutsch-italienische Übersetzungen
besorgt
U. T. A. T.
Via Imbriani Nr. 11 - Anruf 93942
TRIEST

Empfehlenswerte Gaststätten und Kaffees in TRIEST

Restaurant
Spatenbräu
TRIEST
Via C. Ghega 7
Telefon 80-31

Trattoria PANADA
TRIEST
Via G. Rossini Nr. 10
Inhaber: MODRICH

Café Specchi
PIAZZA UNITA'
Täglich Konzert
von 17.30 bis 21.30

Café Dante
VIA CARDUCCI Nr. 8
Täglich Konzert
von 18 bis 22

in FIUME

TRATTORIA
«LA CONCA D'ORO»
FIUME
Gepflegte, erstklassige Küche

Pudding
ALDA
Der geschmackvolle Pudding, leicht vorzubereiten
Erzeugnis von
Fioravanti
TRIESTE
Via P. R. Gambini Nr. 29
Puddingherstellung aus feinsten Rohstoffen

Ausgelesene Zeitungen weitergeben

An unsere Freunde richten wir die Bitte, die ausgelesene «Deutsche Adria-Zeitung» an Freunde und Bekannte, die noch nicht Leser unserer Zeitung sind, weitergeben, damit auch diese die «Deutsche Adria-Zeitung» kennen lernen.

Die chemische Reinheit in ihrer Vollkommenheit

Die Grundstoffe der Asta-Arzneimittel sind in höchstem Grade chemisch rein. Von geschulten Fachkräften, in einer sinnvollen Arbeitsorganisation, mit neuzeitlichen technischen Methoden verarbeitet, verbürgen sie Produkte bester Wirkung.

Zu deutschen Arzneimitteln kann jeder Patient auch in Kriegszeiten Vertrauen haben! Dann heute wie einst im Frieden arbeitet die deutsche chemisch-pharmazeutische Industrie nach den gleichen bewährten Grundsätzen und Methoden.

Deshalb werden die Arzneimittel auch jetzt in alle europäischen Länder geliefert. Auch im Krieg gilt die Arbeit der deutschen Wissenschaftler und Forscher, der Ärzte und Chemiker, der Werkleute und Angestellten dem Wohl aller Menschen Europas.

ASTA ARZNEIMITTEL

Gesundheit für jedermann!

Dieser Grundsatz bestimmt unsere schon seit Jahrzehnten währende Forschungsarbeit auf dem Gebiet der inneren Medizin und der vorbeugenden Gesundheitspflege. In allen Kulturstaaten haben unsere durch solche Erkenntnisse geschaffenen Spezialpräparate unzähligen Menschen das Wohlbefinden zurückgegeben und damit die Arbeitskraft erhalten. – Wenn diese Mittel auch heute noch in alter Güte geliefert werden, so beweist dies die trotz harter Zeiten nicht zu brechende Produktionskraft der deutschen chemischen Industrie wie unserer Firmen.

BAUER & CIE
JOHANN A. WÜLFING
BERLIN

Ungarn im Schicksalskampf

Irrwege in der Nachkriegszeit - Der innerpolitische Umschwung leitet eine neue Aera ein - Ruhmreiche Waffentaten der Honved / Von Bruno Skrehunetz, Wien

Franz Szalasi, der Führer der ungarischen Pfeilkreuzlerbewegung, ist Ministerpräsident und Stellvertretender Reichsverweser
Aufn.: Atlantic

Seit den letzten Tagen des Juni 1941 befindet sich Ungarn im Kriegszustand mit der Sowjetunion, und nachdem die tapfer kämpfenden ungarischen Truppen Seite an Seite mit ihren deutschen Waffengefährten tief in sowjetisches Gebiet eingedrungen waren, führten die Wechselfälle des Krieges dazu, dass seit einigen Monaten bolschewistische Armeen auf ungarischem Boden stehen und die kriegerische Auseinandersetzung für Ungarn härteste Formen angenommen hat. Dies allein ist aber für die jetzige Phase der ungarischen Kriegstellnahme noch nicht kennzeichnend. Ungarn befindet sich dadurch in einer eigenartigen und einmaligen Lage, dass es gerade jetzt, mitten im schwersten Kampf um sein Schicksal und seine Zukunft begriffen, eine sein gesamtes inneres Leben umwälzende, echte Revolution mitmacht, die ihm nicht erspart bleiben konnte, die naturnotwendig wie ein Elementarereignis war und Voraussetzung dafür ist, dass die ruhmreiche, auf eine stolze nationale und militärische Vergangenheit zurückblickende ungarische Nation mit Aussicht auf Erfolg ihr Sein oder Nichtsein den Waffen anvertraut. Um das eigenartige dieser Lage zu verstehen, ist ein Rückblick auf die jüngste ungarische Vergangenheit notwendig.

Als Massstab dafür, wie weit ein Volk gesund, lebensfähig, von Lebenswillen beseelt und seiner Kraft bewusst ist, kann man seit 1918 gemeinhin seine Einstellung und Haltung gegenüber dem Bolschewismus ansehen. In dieser Hinsicht springen bei Ungarn krasse Widersprüche und Gegensätze ins Auge. Nach dem Zusammenbruch von 1918 wurde Ungarn neben Russland das einzige europäische Land, in dem der Bolschewismus Fuss fassen und einige Monate lang seine blutige Schreckensherrschaft ausüben konnte. Der Mann aber, der der bolschewistisch-jüdischen Herrschaft in Ungarn das Tor geöffnet hatte, war Graf Michael Karolyi, ein krankhaft entarteter Sprössling jener Schicht, die tausend Jahre lang bis vor wenigen Monaten nahezu ausschliesslich das Land geführt und die Geschicke der Nation gelenkt hatte. Von der ungarischen Provinzstadt Szegedin aus, wo ungarische Patrioten aller Stände sich versammelt und eine nationale Gegenregierung gebildet hatten, nahm die Gegenrevolution ihren Ausgang, die zum Sturz der Bolschewistenherrschaft führte. Träger dieser Gegenrevolution, die zum Siege führten und durch ihr Blutopfer den Bolschewismus in Ungarn vernichteten, waren die ungarischen Bauern, Arbeiter, Handwerker und kleinen Leute, die schon im kaum beendeten Weltkrieg vier Jahre lang an den Fronten geblutet hatten und aus denen sich die Armee der Gegenrevolution von Szegedin rekrutierte. Ohne den Kampfgeist, die nationale Gesinnung und das Opfer dieser Soldaten der Gegenrevolution hätte auch der genialste und beste Führer die Bolschewistenherrschaft in Ungarn nicht niederwerfen und das Land vor dem bolschewistischen Chaos, dem nationalen und staatlichen Untergang retten können. Durch den erfolgreichen Ausgang der Gegenrevolution hatte die ungarische Nation ihre Lebenskraft, ihren Lebenswillen und ihren gesunden Kern unter Beweis gestellt. Die Hoffnungen jener, die als Soldaten der Gegenrevolution den Bolschewismus in Ungarn vernichteten, erfüllten sich jedoch nicht; denn in den folgenden Jahrzehnten waren nicht sie die Nutznieser dieses für ganz Europa bedeutsamen Sieges über den Bolschewismus, sondern die führenden Schichten und in ständig zunehmendem Masse das Judentum. Statt aus der Revolution von Szegedin die einzig richtigen Folgerungen zu ziehen und den blutig erkauften teueren Lehren der mehrmonatigen Bolschewisten- und Judenherrschaft Rechnung zu tragen, schuf die ungarische Führungsschicht nun erst recht dem Judentum freie Bahn. Liberalismus und demokratische Schlagworte triumphierten, peinlich wurde es vermieden, ideologisch und praktisch in der Staatsführung neue Wege einzuschlagen, von oben und von der liberalistischen, verjudeten Presse wurde ein vorwiegend auf Chauvinismus beruhender phrasenreicher Patriotismus gepredigt, der sich im Schrei nach Revision erschöpfte. Diese mit dem Judentum einige, verbrüderte und vielfach verschwägerte, mit ihm auch durch geschäftliche Interessen verbundene Staatsführung und herrschende Schicht konnte und wollte die Notwendigkeit nicht erkennen, das innerungarische Leben gemäss den Forderungen einer neuen Zeit umzugestalten, die Rechte der breiten Massen des ungarischen Volkes zu erweitern, seine Lage zu verbessern und ihm neue Ideale zu geben, der Verjudung des gesamten ungarischen Lebens Einhalt zu gebieten und auf diese Weise dem lebendigen Organismus der Nation neue Kräfte zuzuführen.

Die gesunden, wirklich national eingestellten Elemente der ungarischen Nation erkannten sehr wohl, welche Gefahren Ungarn aus einer solchen Entwicklung drohten, und sammelten sich zu neuem Kampfe, um das Land auf die rechte Bahn zu führen. Im Lager dieser Elemente erkannte man insbesondere, dass nur ein mit wahrem Sozialismus verquickter Nationalismus dem Lande und Volke zum Wohle gereichen könne, und so scharen sich die völkisch und sozial eingestellten Kräfte um den aus dem Offiziersstand hervorgegangenen Politiker und Volksmann Gyula Gömbös von Jakfa, der gegen die Wiederkehr der Habsburger, gegen Liberalismus, Demokratie, Marxismus und Bolschewismus, für einen wahren Nationalismus und Sozialismus, für eine Erneuerung des Ungartums und eine europäische völkische Politik kämpfte. Die Kräfte, die Gömbös mit solchen Programmpunkten geweckt, und die Volksbewegung, die er damit entfacht hatte, wurden derart stark, dass ihm im September 1932 die Macht anvertraut werden musste, allen Widerständen aus den führenden Schichten und aus dem jüdisch-freimaurerischen Lager zum Trotz. Die Bedeutung des Nationalsozialismus in Deutschland schätzte Gömbös als einer der ersten Staatsmänner in Europa richtig ein, als erster europäischer Ministerpräsident stattete er dem Führer 1933 einen Besuch ab, und unter dem Eindruck dieser Begegnung schritt er mit Feuereifer daran, die magyarische Nation und den ungarischen Staat national und sozial zu erneuern, ihr Leben in wahrhaft völkischen und sozialen Formen neu zu gestalten. Zu früh jedoch, mitten in dieser Arbeit begriffen, wurde er im Oktober 1936 vom Tode abberufen.

Das Abtreten dieser überragenden Persönlichkeit von der politischen Bühne bedeutete für die alten Kräfte der politischen Reaktion und des Judentums einen Triumph, ihr mächtigster und gefährlichster Gegner war ausgeschaltet und sie kamen nun wieder zur Macht. So bedeutend und überragend war Gömbös als Staatsmann und wahrer Volksführer, dass seine Nachfolger durchweg in seinem Schatten lebten, von seinem Gedankengut zehrten und sich auf seine Programmpunkte beriefen, ohne jedoch in der Praxis auf ihre Verwirklichung bedacht zu sein. Blind gegenüber den bitteren Lehren von 1918 und 1919, dachte die mit dem Judentum engstens liierte herrschende Schicht nur daran, ihre Interessen und ihr Herrschaftsmonopol zu wahren und neuen Kräften, die aus dem Volke kamen und das Wohl des Volkes wollten, den Zutritt zur Macht zu verwehren. Es kam dahin, dass die nationalen Kräfte mit Hilfe und unter Missbrauch des staatlichen Machtapparates brutal verfolgt und Männer wie der heutige Führer der ungarischen Nation, Szalasi, auf Jahre eingekerkert wurden. Das Judentum in Ungarn festigte und erweiterte unter solchen Umständen seine Herrschaft, es beherrschte die nationalen Reichtümer und lenkte das gesamte Leben Ungarns. Im Gefolge des Judentums breiteten Marxismus und Kommunismus ihren Einfluss aus, und so kam es, dass der gesamte ungarische Volkskörper jahrelang bis vor wenigen Monaten ungehindert und ungehemmt vergiftet und verseucht werden konnte, weil die führende Schicht versagte.

Die Folgen kann man als verheerend bezeichnen. Ein ungarischer Publizist, Nagy Lajos Dövenyi, kennzeichnete vor kurzem diese verhängnisvolle Entwicklung mit folgenden Worten: «Die jahrelange Erziehung und Beeinflussung hat es fertiggebracht, dass die ungarischen Massen schliesslich lauwarm, weich und illusionistisch geworden sind, dazu geneigt — so lange sie nicht an ihrer eigenen Haut die unerbittliche Wirklichkeit verspürten —, sich mit Hypothesen betäuben zu lassen und blind jeder Propaganda Glauben zu schenken, wenn sie nur mit der Kokarde der nationalen Farben geschmückt war oder wenn sie mit dem Hinweis auf die tausendjährige Verfassung oder auf ehrbare Traditionen aufgetischt wurde». Dazu kam noch ein anderes. Die liberalistisch-jüdische Herrschaft brachte es auch mit sich, dass krasser Materialismus für die Staatsführung und die Wirtschaft massgebend war, und so dachten die herrschenden Kreise Ungarns, während in Europa schon jahrelang der zweite Weltkrieg tobte, nicht in erster Linie daran, die Landesverteidigung zu stärken und die Armee auszurüsten, sondern ihre eigenen Geschäfts- und Profitmöglichkeiten zu heben und auf Kosten der Kriegführenden Märkte im Auslande zu erobern. Statt vor allem Gewehre, Kanonen, Flugzeuge, Tanks, Munition und Uniformen usw. zu erzeugen, verlegte sich die leistungsfähige ungarische Industrie, die völlig vom jüdischen Bankkapital abhängig war, auf die Herstellung von Kühlschränken, Radio- und Telefonapparaten, von nicht kriegswichtigen Elektroartikeln sowie technischen und Luxuswaren.

Dies alles muss man wissen und in Betracht ziehen, um die heutige schwierige Lage Ungarns, die Probleme, vor denen seine neue Staatsführung — die mit der Vergangenheit gebrochen und neue Wege beschritten hat — steht, die heiklen Umstände, mit denen die ungarische Kriegführung rechnen muss, und mancherlei Erscheinungen im Kampfe Ungarns verstehen und würdigen zu können. Manches andere Volk wäre unter einer solchen Fülle von Gift, das ihm viele Jahre lang planmässig eingeimpft worden ist, und von Schwierigkeiten zerbrochen. Dass das ungarische Volk jedoch nur im Kampfe sein Heil und seine Rettung sieht, zeugt dafür, dass es trotz der Sünden und des Versagens seiner früheren Staatsführung im Kern gesund geblieben ist. Dies ist wohl vor allem damit zu erklären, dass das Volk der Magyaren immer ein kämpferisches, soldatisches Volk gewesen ist. Ein bedeutender deutscher Soldat und Feldherr, Generaloberst von Seeckt, urteilt darüber 1936 mit Worten hohen Lobes: «Vom ungarischen Soldaten sprechen, heisst die Geschichte Ungarns erzählen. Immer drückte ihm das Schicksal den Säbel in die Hand. Von der Zeit an, als die Reiterscharen sich in den weiten Fluren sesshaft machten, mussten sie den gewonnenen Boden und das eigene Volkstum verteidigen, immer waren Feinde ringsum bis auf den heutigen Tag. Dieses historisch gewordene Kriegertum ist aber eine im Volkscharakter fest begründete Eigenschaft geworden. Wie es die Vergangenheit formte, ist es heute lebendige Gegenwart und in ihm liegen Keime und Sicherungen der Zukunft. Hier möchte ich von dem ungarischen Soldaten sprechen, wie ich ihn in seiner Eigenart und seinem Wert kennengelernt habe. Meine Erfahrungen stammen aus dem Weltkrieg, in dem ich an der Seite der ungarischen Kameraden kämpfen durfte. Die Tapferkeit des ungarischen Soldaten hier zu preisen, ist nicht notwendig. Sie liegt im Blut; sie bezeugen ungezählte Gräber».

Dieses Urteil des Generals von Seeckt fand und findet seine Bestätigung im jetzigen zweiten Weltkrieg, in dem der ungarische Soldat, ungeachtet verschiedener Rückschläge und Schicksalsschläge, die im vorhin Gesagten und in der Ungunst der Kriegslage ihre Erklärung finden, sich als tapferer Kämpfer erwies und erweist, dem auch der Erfolg nicht versagt blieb.

Nachdem die Bolschewisten am 26. Juni 1941, nur wenige Tage nach Beginn der deutsch-sowjetischen Feindseligkeiten, gegen Ungarn Angriffshandlungen unternahmen, sah sich die Budapester Regierung zur Verteidigung der Landesgrenzen gezwungen, den Kriegszustand an die Sowjetunion zu erklären und der ungarischen Wehrmacht, der Honved, den Marschbefehl zu erteilen. Als erste ungarische Einheiten traten Gebirgsjägerformationen zum Kampfe an und warfen die Bolschewisten in kurzer Zeit von den befestigten Karpatenkämmen. Dies ermöglichte es dem nachfolgenden ungarischen schnellen Korps, in raschem Nachstoss Kolomea, Stanislau und Horodenka in Ostgalizien zu besetzen, den befestigten Brückenkopf von Zaleszczyki an der galizisch-rumänischen Grenze zu zerbrechen und auf das linke Dnjestr-Ufer überzusetzen. Als Folge dieser Siege wurde auch die sowjetische Stellung bei Lemberg und in der Bukowina unhaltbar. Die nächsten Phasen des Kampfes Ungarns im Osten sind durch zahlreiche weitere ruhmreiche Waffentaten gekennzeichnet, die ungarischen Truppen am Bug und in der Umfassungsschlacht bei Umansk, bei Uman und Nikolajew, bei Ingul, im Dnjestrbogen, bei Zaporoze, am Donez, bei Isjum, bei Säuberungsaktionen gegen die Partisanen im Hinterland, in der grossen Kesselschlacht von Charkow 1942 und auf anderen Kampfplätzen fochten tapfer und siegreich.

Vom Wechsel des Kriegsglücks im Osten konnten in der Folge auch die ungarischen Verbände nicht verschont bleiben. Von besonders schweren Folgen für Ungarn waren aber der Verrat Rumäniens und der Frontwechsel Bulgariens, wodurch den Bolschewisten der Zutritt zu den ungarischen Grenzen geöffnet wurde. In dieser Phase des Krieges machten sich Versäumnisse der Vergangenheit und die schwankende, unsichere Politik der alten herrschenden Schicht verhängnisvoll geltend. Als in dieser Lage für Ungarn alles auf dem Spiele stand, setzte der innerpolitische Umschwung ein, der das Land in letzter Minute vor einem vernichtenden Schicksal wie dem Finnlands, Rumäniens und Bulgariens rettete und der innerungarischen Revolution, die an den Namen Franz Szalasi und die hungaristische Bewegung der von ihm geführten Pfeilkreuzler geknüpft ist, den Weg freimachte.

Unter diesem Gesichtswinkel der innerungarischen Revolution, die dem Volke zu seinem Rechte verhelfen und ein neues, nationalsozialistisch ausgerichtetes Ungarn schaffen soll, führt das Ungartum seinen Kampf gegen den Bolschewismus heute als einen Volkskrieg weiter. Der kämpfende Ungar stehe weiterhin tapfer seinen Mann, und an seiner Seite verteidigt auch der deutsche Soldat den ungarischen Boden, als wäre es deutsche Erde. Beide wissen, dass sie für den Weiterbestand und das Leben, die nackte Existenz ihrer Völker kämpfen, und dieses Bewusstsein gibt ihnen auch die Kraft und den Willen, den schweren Kampf gegen einen barbarischen, unversöhnlichen Feind bis zum Endsieg durchzustehen.

Ungarische Flak ist auf dem Marktplatz einer frontnahen Stadt aufgefahren und sichert den Luftraum
Aufn.: SS-Kriegsberichter Keimling

Gyula Gömbös leitete 1932 als Ministerpräsident den Kampf um die Erneuerung des Ungarntums. Nach seinem Tode im Oktober 1936 gewannen die Reaktionäre wieder die Oberhand
Aufn.: Archiv

Honved-Fallschirmjäger auf dem Marsch. Sie grüssen mit erhobenem Arm, dem Gruss der Pfeilkreuzler
Aufn.: Transozean

Krieg im italienischen Äther

Rundfunksender diesseits und jenseits des Apennin - „Radio Monaco" als Grundlage des Neuaufbaues / Von Dr. Josef Schmitz-Forst, Venedig

Mitten durch Italien zieht sich die Front. Sie stellt nicht nur eine militärische Abwehrstellung, sondern auch eine politische Barrikade dar. Die Fernwaffen des militärischen Kampfes sind die Flugzeuge, die Fernwaffen des politischen Kampfes die Sendungen des Rundfunks. Die italienische Halbinsel steht mehr als jedes andere Land Europas im Mittelpunkt des Aetherkrieges, der im Rundfunk geführt wird. Die Namen Bari, Algier, London, New York, Moskau und, was einigermassen erstaunlich scheint, Jerusalem sind für den Rundfunkkrieg auf feindlicher Seite von führender Bedeutung. Verschiedene der genannten Sender haben Tarnnamen gewählt. So ist der auch in der Presse als Nachrichtenquelle öfters genannte Sender «Radio Milano Libertà», wörtlich übersetzt «Freiheitssender Mailand» mit dem Sender Moskau gleichzusetzen. Die nordamerikanischen Sendungen gehen unter dem Namen Atlantiksender oder «Voce dell'America» («Stimme Amerikas»). Der Brückenkopf des feindlichen Rundfunks auf italienischem Boden ist nicht etwa der Sender Rom, sondern der Sender Bari. Es ist allzu wenig bekannt, dass es seit Abzug der deutschen Truppen aus der ewigen Stadt keinen Sender Rom mehr gibt. Das, was sich heute Sender Rom nennt, ist ein Sender der britisch-amerikanischen Wehrmacht, der wegen seiner geringen Stärke nur örtliche Bedeutung besitzt. Der Sender Bari wurde gleich nach der Besetzung Apuliens von den Engländern in die Hand genommen. Wenn es einen antienglischen Sender im Mittelmeer gab, so war dies bis dahin der Sender Bari. Seit den Tagen des Abessinienkrieges wurde er zum grossen italienischen Nahostsender entwickelt, der sich wegen der Güte und Vielfältigkeit seines Programms in den Bazars des Nahen Ostens und Nordafrikas grosser Beliebtheit erfreute. Seit der Besetzung Apuliens durch die Engländer und Nordamerikaner erfuhr der Sender eine Drehung um 180 Grad. Seine Stossrichtung, die bis dahin eine südliche und südöstliche gewesen war, wurde eine nördliche. Bari wurde an den meisten Stunden des Tages mit anderen britischen oder nordamerikanischen Sendern zusammengekoppelt und übertrug die Programme und vor allem die Nachrichtendienste von London, Washington und Jerusalem.

Auch im Rundfunkkrieg, der einen wesentlich politischen Charakter trägt, tritt wie in den politischen Auseinandersetzungen in der Presse in Erscheinung, dass auf der Gegenseite in politischen Fragen keine volle Einigkeit herrscht. Es ist ebenso lehrreich wie unterhaltsam, nicht nur die Meinungsverschiedenheiten und Widersprüche, sondern auch die Auseinandersetzungen zu belauschen, die öfters zwischen Radio Milano Libertà, Radio Bari, Radio London und der Voce dell'America zur Geltung kommen. Das gröbste Kaliber ist zweifellos der von Moskau gesteuerte Sender Milano Libertà. Er ist das enfant terrible unter den Feindsendern. Er liebt es, wahllos irgendwelche Personen im besetzten oder unbesetzten Italien anzugreifen.

Während im besetzten Italien von der Bonomi-Regierung eine neue Rundfunkgesellschaft, die von dem überlieferten Namen E. I. A. R. (Ente italiano audizioni radiofoniche) abging und sich in der Abkürzung R. A. I. (Radio audizione italiana) nennt, gebildet worden ist, der bislang jedoch keine praktische Bedeutung zukommt, hat sich in Norditalien die italienische Rundfunkorganisation mit dem alten Namen erhalten. Jedoch hat auch sie einen grundlegenden Wandel durchgemacht. Die Zäsur bildet der 8. September 1943.

Durch die Ereignisse in der Badogliozeit war der italienische Rundfunk mit in die Krise hineingezogen worden. Eine der ersten Handlungen nach der Wiederbesetzung Roms durch die deutschen Truppen im September 1943, bestand in der Besetzung des Gebäudes der EIAR im römischen Stadtviertel Prati auf dem rechten Tiberufer. Der Gestaltwandel des italienischen Rundfunks jedoch erhielt seinen Antrieb nicht von Rom, sondern durch den sogenannten Sender Radio Monaco, der nach der Stadt München benannt war und dessen Sendungen mit dem Namen Pavolinis, des früheren Volkskulturministers und jetzigen Parteiministers, verbunden sind. Pavolini war es gelungen, in den letzten Tagen des Monats August aus einem Hause auf dem Monte Parioli in Rom, in dem er sich verborgen gehalten hatte, zu flüchten und nach Deutschland zu entkommen. Hier scharte sich eine Gruppe von Italienern um ihn, unter denen sich auch der damalige Korrespondent des «Corriere della Sera» in Berlin, Dr. Cesare Rivelli, befand. Ueber Radio Monaco richtete der Duce die erste Ansprache nach seiner Befreiung vom Gran Sasso d'Italia an das italienische Volk.

Nachdem die politischen Verhältnisse in Italien neu geordnet worden waren, übernahm Cesare Rivelli als Generaldirektor die Leitung der EIAR, die ihren Sitz von Rom nach Oberitalien verlegte. Der Tätigkeit Rivellis ist es hauptsächlich zu danken, wenn die EIAR unter Ausnutzung der Erfahrungen, die die Nachrichtenpolitik und die Nachrichtenpsychologie dieses Krieges geboten hat, und zugleich unter Ausschöpfung der kulturellen Möglichkeiten, die Italien bietet, eine lebendigere Gestaltung gewann, als der italienische Rundfunk bis dahin besessen hatte.

Der italienische Rundfunk war seit jeher nach einem anderen Prinzip aufgebaut als der deutsche. Er kennt keine Sender im Sinne der deutschen Reichssender, die mit eigenen Kräften ein eigenes Programm darbieten. Es gab zwar örtliche Sender ausser in Rom, in Mailand, Turin, Venedig, Bologna, Florenz, Neapel, Bari, Palermo. Ein eigenes Programm besass von ihnen nur der schon erwähnte Sender Bari.

Die übrigen italienischen Sender besassen drei Einheitsprogramme, die in allen Teilen Italiens gleichzeitig gehört werden konnten. Dies wurde technisch dadurch ermöglicht, dass die EIAR die örtlichen Sender mit der entsprechenden Zahl von Funkmasten ausrüstete. Nach Kriegsbeginn wurde die Zahl der Programme auf zwei herabgesetzt. Diese Zahl ist im Grunde auch heute noch beibehalten worden, als die italienischen Sender in zwei Gruppen arbeiten. Die eine Sendergruppe gibt die Darbietungen des Soldatensenders weiter, die andere bringt das italienische Nationalprogramm zu Gehör. Ein Sender, der unabhängig von den beiden vorgenannten Programmen arbeitet, ist «Radio Tevere», der ausschliesslich in den Abendstunden in Erscheinung tritt. Er wurde nach dem Fall von Rom in Norditalien geschaffen. Als Stundezeichen hört man die schnatternden Gänse des Kapitols. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Stimme des Römers zu Gehör zu bringen. Die Auswahl der Nachrichten ist freizügiger als die im übrigen italienischen Rundfunk. Sie tragen den Stil prägnant formulierter Kurzmeldungen. Auch die Kommentare sind stets Kurzkommentare. Sie beschäftigen sich mit allgemeinen politischen Fragen, daneben aber auch mit römischen lokalen Ereignissen. Meldungen und Kommentare werden in einem kurzweiligen Musikprogramm als Einlagen gebracht.

Im allgemeinen italienischen Rundfunkprogramm nehmen die politischen Sendungen einen sehr beschränkten Raum ein. Vom Nachrichtendienst abgezogen, der 4 mal am Tage gegeben wird, beschränken sie sich im Grunde auf die ursprünglich von Turin dargebotene Sendung, «Che si dice in casa Rossi?», («Was sagt man im Hause Rossi?) Es handelt sich um eine Unterhaltung, die zwischen den Mitgliedern der Familie Rossi einmal in der Woche am Familientisch über die Tagesereignisse geführt wird. Es kommen dabei die Ansichten der verschiedensten Parteien und Strömungen zu Gehör. Die Wirkung des italienischen Rundfunks besteht jedoch nicht nur in der Dynamik, sondern auch in der Qualität der Sendungen. Diese Qualität wird von den italienischen Hörern, der sich Rundfunkapparat andreht, dem dabei die Stimmen eines Dutzends sich gegenseitig bekämpfender Sender in allen Sprachen und dazwischen das Geräusch der Störsender ans Ohr schlägt, gesucht.

Norditalien besitzt sein eigenes Sendesystem, sowohl auf Mittel- wie auf Kurzwelle. Es verfügt darüber hinaus über einen eigenen Auslandssenderdienst, der sich vor allem an Südamerika wendet. Seine Rundfunkorganisation im eigenen Hause zu haben, bedeutet für die Italiener sehr viel. Deutschen Beobachtern fällt es immer wieder auf, dass die persönliche Beziehung der Bevölkerung mit dem Rundfunk sehr viel enger ist als in Deutschland. Dies kommt u. a. in der grossen Menge von Zuschriften wie in dem Erfolg von Genossenschaftssendungen zum Ausdruck. In den Sendeprogrammen Norditaliens wird darauf Rücksicht genommen, das mächtige Mittel, welches der Rundfunk darstellt, nicht zu missbrauchen, ein Bestreben, das vor allem durch die besondere Seelenlage, in der sich das italienische Volk gegenwärtig befindet, vorgeschrieben ist.

Mütterchen Erde

Novellen aus dem kroatischen Bauernleben Von MILE BUDAK

Jole und sein Acker

(7. Fortsetzung)

Die Kochtöpfe hat man aufgeteilt, jeder Herd wärmt die seinigen, aber eines ist bei allen gleichgeblieben: der Mund! In unserem Dorfe — und so ähnlich wird es in allen unseren Dörfern sein — kommen zweieinhalb Morgen Ackerland auf einen Kopf. Wir sind unserer fünf im Hause. Wisst Ihr Brüder, wie viel wir haben? Gegen zwei Morgen!»

Jole verstummte, wischte sich den Schweiss von der Stirne und setzte sich Jureta gegenüber auf den Stein nieder.

«Du möchtest teilen, nicht wahr?» fragte Jureta ernst.

«So meinte ich es nicht, Onkel Jureta», gab Jole ruhig und ernst zur Antwort. «Zwar wäre es dem lieben Gott nicht unrecht, wollte man immer schön nach den Köpfen teilen, aber ich meine es nicht so. Ich weiss, jedem ist des Vaters Erbteil teuer und ans Herz gewachsen. Hätte ich teilen wollen, hätte ich Kikins Tal oder Makans Mulde genommen. Aber siehst du, ich habe nur den Dorfanger gepflügt!»

Mancher der Zuhörer erhob sich unruhig und ging herum, doch keiner sprach auch nur ein einziges Wort.

«Siehst du, Onkel Jureta, jetzt sind sie aus ihrer Ruhe geraten!» rief Jole. «Schau sie dir an, wie sie jetzt alle nachrechnen.»

«Ja, mein lieber Jole», sprach Jureta, dachte ein Weilchen nach und fragte dann forschend und durchdringend: «Sag', stinkt deine Rechnung nicht nach Kommunismus?!»

«Gott behüte, Onkel! Wir sind Bauern!» erwiderte Jole mit erhobener Stimme und sprang auf die Beine. «Bauern, Bauern! Unsere Mutter Erde ist nur dafür da, diejenigen zu ernähren, die sie mit ihrem Schweiss tränken und sie streicheln, aber auch für alle ohne Unterschied. Womit soll ich meine Familie ernähren? Ich will nicht stehlen, ich will nicht rauben und schenken tut mir niemand etwas. So manches auf dieser Welt ist nicht recht. Vieles stimmt nicht, aber ich meine, es könnte doch stimmen.» Er schwieg, liess sich wieder auf den Stein nieder und sah vor sich hin. Auch die anderen blieben stumm. Sie sahen recht betroffen aus. Nach einer langeren Pause begann Jole wieder:

«Na, meine Brüder, ihr wisst doch wie es war, als Grossmutter Masa und Grossvater Dujmin ohne Nachkommen starben. Da ist irgendein Kerl vom dreissigsten Verwandtschaftsglied aus dem fünfzigsten Dorf gekommen, hat vor unserer Nase ihren Grund verkauft und uns dabei noch verhöhnt. Ihr wisst ja, ich wollte etwas kaufen, aber er liess mich nicht einmal den Preis wissen, sondern fragte gleich: ‚Hast du bare Dollars?' Als ich ihm darauf erwiderte, dass ich abbezahlen, abarbeiten wolle, lachte er nur und höhnte: ‚Ich werde einen Türken auf dich hetzen, dass er dich mit dem Splint vertreibe!' Seht Ihr, was da geschehen kann, während unsereinem die Seele verkümmert vor lauter Hunger nach einem Krümmel Erde.»

Niemand erwiderte etwas. Sie schwiegen unentwegt und sahen hartnäckig vor sich hin.

«Ich habe nicht die Absicht, jemanden etwas wegzunehmen. Aber so geht es nicht weiter, ihr seht es selbst. Ich muss leben und meine Familie muss auch leben, nur deshalb habe ich die Weide hier gepflügt und umfriedet. Und ich werde noch ein Stück pflügen.»

Unter dem Volke entstand Bewegung und Murmeln. Einige flüsterten aufgeregt miteinander. Jureta klopfte seine Pfeife am Knie aus und schwieg. Von unten herauf beobachtete er, dass viele der Männer sich erhoben hatten und weggingen. Auch Cudela schwieg und ging. Er hielt die Hände am Rükken und hatte es recht eilig fortzukommen, so eilig, dass die Steine unter seinen Opanken nur so hüpften. Mancher hatte erwartet, dass er als erster zu sprechen beginnen würde, aber er tat, als habe er plötzlich die Sprache verloren.

«Nun also!» sagte Jureta nach langem Stillschweigen. «Nun wohl, Leute, wir haben Jole vernommen, nun sagt ihr das Eure!»

Die Gerichtsberufenen sahen sich nur untereinander an, senkten die Blicke und blieben weiter stumm. Jureta blickte sie an, wartete noch ein Weilchen und fragte dann:

«Leute, erhebt ihr gegen Jole Klage oder nicht?»

«Nein, Bruder Jure!» riefen alle gleichzeitig, wie auf Verabredung aus einem Munde, standen rasch auf und gingen weg.

Auch diejenigen, die noch übrigeblieben waren, erhoben sich und machten sich nach ihren Häusern auf, wortlos, still, ohne Lächeln.

«Jole, der Acker gehört dir!» sprach Jureta und ging.

In Eis und Schnee

Vierzehn Tage hindurch war ohne Unterlass dichter Schnee gefallen. Zu Beginn nur schütter, gleichsam als wirbelten weisse Blättchen durch's All, die sich von reifen Blüten gelöst, oder als haschten zierliche weisse Schmetterlinge einander im Spiel. Doch von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag flockte es dichter und immer dichter herab und es schien als habe sich der Himmel in weiche, weisse Daunen aufgelöst und sinke nun, selbst verängstigt ob der Unzahl seiner Teilchen, zur Erde nieder.

Die Bewohner des Dorfes, gleich ob Mann, ob Weib, hatten alle Hände voll zu tun, um Wege vom Haus zum Stall und vom Stall zum Brunnen hinzu bahnen, damit das Vieh gefüttert werden könne. Während ein Teil der Hausgenossen den Weg zum Stall freilegte, taten es die anderen zum Brunnen hin. Doch auch der Himmel blieb nicht müssig. Während die Bauern das Vieh fütterten und tränkten, verschüttete er den Pfad mit neuem Schnee. Nun hiess es wieder sich zum Haus zurückzuschaufeln, nicht weniger mühsam als zuvor zum Stall.

Den Bewohnern dieser Gegend waren hoher Schneefall und heftige Schneewehen nichts Neues. Doch niemand erinnerte sich, jemals Aehnliches erlebt zu haben, wie es dieser Winter mit sich brachte. Die Bauern versicherten einander, dass so etwas seit Menschengedenken nicht vorgekommen sei und sprachen die Hoffnung aus, dass sich in Zukunft derlei nicht wieder ereignen werde. Ihre Verwunderung galt Vater Simunacs Haus. Es lag in eine vom Winde geschützte Mulde gebettet und bisher hatten ihm selbst böse Stürme kaum etwas angehabt. Wohl war es vorgekommen, dass Simunac des Morgens kaum die Tür öffnen konnte, dass er erst den Schnee wegfegen musste, um ins Freie zu gelangen. Diesen morgen liess sich aber die Tür gar nicht öffnen, die Winternacht hatte um die Mauer des Hauses eine zweite gebaut — sie war aus Schnee und reichte bis zum First des Daches.

Simunac fühlte, obwohl es stockdunkel war, dass es Tag sein müsse; also schlug er das Zeichen des Kreuzes über Brust und Stirne, erhob sich vom Bett und trat aus der Stube in die Küche. Durch die Rauchklappe an der Decke drang ein fahles Lichtbündel, zu schwach, um die Küche zu erhellen, und so kam es, dass der Alte mit einem Mal bis zu den halben Waden seiner unbekleideten Beine im Schnee stand, der durch die Rauchklappe hereingefallen war.

Vater Simunac schüttelte sich ein wenig, als er Kälte und Nässe an seinen Beinen fühlte und ging nach der Tür, um sie zu öffnen. Vergebens war sein Bemühen, um keinen Zoll breit gab sie nach.

«Auf, Kinder! Wir sind eingeschneit», rief er nach den Stuben und Kammern hin und betete halblaut das begonnene Vaterunser zu Ende. «Und führe uns nicht in Versuchung — Heraus aus den Federn, Kinder, das Vieh im Stall wird uns verhungern! — sondern erlöse uns von dem Uebel, Amen. — Es ist schon Mittag und wir schnarchen, können nicht einmal aus dem Fenster lugen!»

In allen Winkeln und Ecken begann es sich zu regen und zu bewegen. Gemurmel und Geräusch wurde vernehmbar. Maria, die Mutter, schob sich heran, zehn Söhne rieben sich den Schlaf aus den Augen, drei Schwiegertöchter huschten aus den Betten, vier Töchter sprangen in die Röcke. Das jüngste der Kinder war dreizehn Jahre alt und reichte dem vor ihm Geborenen bis zum Ohr wie dieses dem nächsten und so fort.

(Fortsetzung folgt)

Wirtschaft

Schuld der Invasoren diskret verschwiegen

Einen neuen Aufruf richtete der französische Wirtschaftsminister Mendes-France an die französischen Bauern, um sie zu gesteigerten Lieferungen in die Städte zu bewegen. Der Aufruf soll dem Pariser Verwaltungsausschuss lediglich ein Alibi gegenüber der grossstädtischen Bevölkerung verschaffen, in der er so tut, als sei die katastrophale Ernährungslage Schuld der renitenten Bauern. In Wirklichkeit ist die französische Landwirtschaft nicht nur aller Vorräte, sondern auch aller Möglichkeiten zur Steigerung der Produktion beraubt, abgesehen davon, dass die Verkehrsverhältnisse die Verbindung zwischen Stadt und Land problematisch erscheinen lassen.

Schwierige „Befreiungs"-Anleihe

Die Zeichnungen auf die sogenannte «Befreiungsanleihe» haben nach einer Meldung aus Paris bisher anstatt der vorgesehenen 150 Milliarden Franken erst 112 Milliarden erbracht, wovon etwa die Hälfte noch aus der Konvertierung kurzfristiger Schatzanweisungen stammt. Die Anleihe soll infolge der schwierigen Verkehrsverbindungen zu vielen Provinzen noch bis Ende dieses Jahres zur Zeichnung aufliegen. Die Erwartungen, die man auf weitere Zeichnungen setzt, sind in erster Linie an die Beteiligung der Landbevölkerung geknüpft, da sich herausgestellt hat, dass in den Städten die Zeichnungen grösserer Summen vielfach geradezu ängstlich vermieden wurden.

Hintertüren auf der Weltwirtschaftskonferenz

Zu den bisher recht unbestimmten Ankündigungen einer Weltwirtschaftskonferenz, die im nächsten Jahr in London stattfinden soll, schreibt Campell, der Chef des Reuterschen Wirtschaftsdienstes, dass in wirtschaftlicher Hinsicht ein weiter Feld durch Vereinbarungen zwischen den Alliierten geklärt werden muss, wenn nach dem Kriege von dem Geist der Zusammenarbeit etwas übrig bleibe soll. Einige Bezirke seien ja schon als Stückwerk ausgehandelt worden, zum Beispiel in Finanz-, Ernährungs- und Oelfragen aber die harte Nuss der wirtschaftspolitischen Grundsätze sei noch ungeknackt.

Alle Diskussionen zwischen den einzelnen alliierten Regierungen datierten bisher auf dem berühmten Artikel sieben des Abkommens über die gegenseitige Hilfe, der bestimmt, dass die Pacht- und Leihregelung nicht den Handel belasten soll. Dieser Artikel soll weiterhin die Wirkung haben, dass alle diskriminierenden Vertragspraktiken im internationalen Handel ausgeschaltet und die Zölle abgebaut werden.

Im Anschluss daran weist Campell darauf hin, (offenbar, um das Ausbleiben eines nordamerikanischen Einspruches als stillschweigende Duldung festzunageln), dass der britische Finanzminister betont habe dass Grossbritannien notwendigerweise freie Hand für die Uebergangsperiode behalten könne, die in Wirklichkeit viel länger sein würde als man im allgemeinen annehme.

USA-Kredite sollen Ausfuhr fördern

Verhandlungen über einen Zwei-Milliarden Dollar-Kredit an Frankreich meldet EPE aus Washington. Der Kredit soll zu gegebener Zeit zum Erwerb von siebenhundert Lokomotiven und 75 000 Eisenbahnwagen in den USA verwendet werden. Verwunderlich erscheint, dass bei der Vorbereitung der ersten Geschäftstransaktion von einer Verwertung der französischen Guthaben in den USA keine Rede ist, woraus geschlossen werden kann, dass die Freigabebedingungen für diese Guthaben noch nicht hinreichend geklärt sind, und dass die USA ihr wirtschaftliches Interesse an Frankreich durch eine Kreditbindung besser gewahrt glauben.

Neuer Streit um Erdöl

Sowjets rüsten für den dritten Weltkrieg

Von den wirtschaftlich konzipierten Moskauer Auflagen beim Abschluss des Bündnispaktes zwischen Molotow und de Gaulle verdient nach britischer Auffassung nicht nur die Uebertragung des italienischen Anteils an den Suez-Kanal-Aktien besondere Beachtung, sondern auch — in vielleicht noch stärkerem Masse — der Verzicht de Gaulles auf alle französischen Erdölinteressen in Rumänien zugunsten Moskaus. Für England bedeute der Punkt «Suez-Kanal», verstärkt durch die Forderung nach Beteiligung Moskaus an der internationalen Tangerzone, eine ungleich stärkere Gefährdung seines Seeweges nach Indien, als es eine direkte Intervention Moskaus in Griechenland hätte tun können, während der Punkt «Rumänisches Erdöl» jede nach den Erklärungen des britischen Aussenministers vielleicht noch vorhandene Hoffnung auf eine wenigstens teilweise Berücksichtigung des englischen Interesses am rumänischen Erdöl endgültig beseitige.

Darüber hinaus zeige sich nun mehr mit aller Klarheit, dass die Sowjetunion ohne jede Rücksicht auf ihre Bündnispartner eine scharfe expansive Erdölpolitik verfolgt, die sich mit den vollendeten Tatsachen in Rumänien und den noch zu vollendenden Tatsachen im Nordiran kaum begnügen werde. Die Intensität der sowjetischen Arbeiten zur Erschliessung neuer Erdölvorkommen innerhalb ihres eigenen Territoriums erinnert an die Arbeiten zur Ausnutzung der Vorkommen auf dem Grund des Kaspischen Meeres und an Moskauer Behauptungen über erfolgreiche Bohrversuche in den besetzten polnischen Gebieten. Sie zeigen mit aller Eindeutigkeit dass es Moskau nicht darauf ankomme, lediglich seinen eigenen, wenn auch steigenden Erdölbedarf zu decken — dieser sei ja allein durch die kaukasische Produktion überdeckt — sondern sich Reserven zu verschaffen, mit denen es aktiv in das internationale Erdölgeschäft und damit in die nächste weltweite Auseinandersetzung einzugreifen beabsichtige.

Dank an das Landvolk

Leistungen der Ernährungswirtschaft

In einer Weihnachtskundgebung gedenkt Landesbauernführer Reinhold Huber der Arbeit der deutschen Landwirtschaft im besonderen. Der Landesbauernführer, der sich sowohl in seinem Heimatgau als auch in der Operationszone «Adriatisches Küstenland» auf dem Gebiet der Leistungssteigerung der Ernährungswirtschaft während des Krieges selber in hohem Masse verdient gemacht hat und deshalb mit dem Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes ausgezeichnet wurde, hält hier, kurz vor der Jahreswende, mit seinen Berufsgenossen Zwiesprache, die Rückschau und zugleich Ausblick ist. Der Sinn des Weihnachtsfestes gibt ihm Veranlassung, das Kriegsgeschehen mit dem ewigen Kampf des Landvolkes in Beziehung zu bringen, den dieses jahrein, jahraus mit den Mächten der Natur auszutragen hat. Auch dieser Kampf ist, wie der Landesbauernführer hervorhebe, voll von Schwierigkeiten und Rückschlägen, er ist besonders hart in einem Grenz- und Gebirgsgau wie dem Kärntner Land, aber er hat am Ende noch immer mit dem Sieg der lebenspendenden Kräfte geendet. Wenn solche auf innerer Gewissheit beruhende Haltung unsere Kriegsarbeit weiterhin bestimmt, werde auch am Ende dieses Völkerringens die Sicherung unserer nationalen und völkischen Existenz stehen.

«Aber nicht geschenkt wird uns dieser Sieg» — fährt der Landesbauernführer in seiner Kundgebung fort — «sondern durch unsere Einsatzbereitschaft und unseren absoluten Willen zum Siege müssen wir beweisen, dass wir des Sieges auch würdig sind. Gross sind die Anforderungen, die an uns alle gestellt werden, aber noch grösser soll unser Wille sein, sie zu erfüllen.

Mit Stolz kann auch das Kärntner Landvolk auf das hinter uns liegende Jahr zurückblicken. Es ist uns nicht nur gelungen, unsere Leistungen zu halten, sondern wir konnten zum Beispiel in der Milchablieferung, trotz der vielen kriegsbedingten Schwierigkeiten, von denen Grenzgaue noch besonders schwer getroffen sind, da sie sich auch noch gegen den Terror der Banden wehren müssen, sogar noch eine nicht unbeträchtliche Steigerung erzielen. Wenn ich die Zahlen der Kriegsjahre überblicke, so sieht die Entwicklung folgend aus: Es wurden durch die Kärntner Molkereien an Frischmilch (Rahm und Butter auf Milch umgerechnet) erfasst:

1938	rund . . .	13.343.000 kg
1939	» . . .	15.[illegible]27.000 kg
1940	» . . .	28.583.000 kg
1941	» . . .	46.391.000 kg
1942	» . . .	56.257.000 kg
1943	» . . .	66.018.000 kg

Für 1944 liegt die Zahl zwar noch nicht ganz genau fest, aber sie liegt wieder über der vorjährigen Zahl. Diese Zahlen besagen mehr als es Worte jemals zu tun vermögen, wie die Haltung des Kärntner Landvolkes im sechsten Kriegsjahre aussieht. Der Gauleiter hat einmal erklärt, man soll im sechsten Kriegsjahr nicht mehr nach Stimmung fragen, denn von wem, der treu während des ganzen Krieges seine Pflicht tat, könnte man noch verlangen, dass er bei guter Stimmung ist — sondern die Haltung ist das entscheidende.

Es drängt mich daher am Jahresende, Euch allen, die Ihr mitgeholfen habt, diese Leistungen zu erzielen, von ganzem Herzen zu danken. Besonders aber gilt dieser Dank den Landfrauen, die schon so viel Schweres auf sich nehmen mussten und doch nie den Mut verlieren, sondern mit einer geradezu heiligen Pflichterfüllung alles daransetzen, die Leistung der von ihnen schon durch Jahre hindurch allein geführten Höfe nicht absinken zu lassen.

Dieser Einstellung unserer Bäuerinnen und Bauern, Landarbeiterinnen und Landarbeiter ist es zu verdanken, dass, wie der Gauleiter zum Erntedanktag in Hermagor erklärte, während dieses Krieges auf dem Ernährungssektor bis jetzt auch noch nicht eine einzige Panne passiert ist.

Wenn wir nun unsere Blicke auf das kommende Jahr richten, um zu fragen: wird es uns auch im nächsten Jahre gelingen, unser Volk vor Hunger zu schützen, so haben wir allen Grund, uns darüber im klaren zu sein, dass es noch schwerer sein wird als im abgelaufenen Jahre. Grosse Gebiete mussten aufgegeben werden, so dass wir im wesentlichen wieder auf unseren eigenen an und für sich für ein 100 Millionen-Volk sehr begrenzten Raum angewiesen sind. Betriebsmittel werden sehr knapp zur Verfügung stehen. Gar mancher wird noch den Pflug mit dem Schwerte tauschen müssen; noch grösser wird dadurch die Belastung unserer Landfrauen werden. Die wenigen Männer auf den Höfen werden auch noch Zeit finden müssen, sich beim Volkssturm im Waffenhandwerk auszubilden — und doch, es muss uns trotz alledem gelingen, unserem Volke das Brot zu sichern, damit in dieser Notzeit jeder Deutsche Höchstleistungen vollbringen kann.

Wenn wir versagen würden müssten auch alle anderen versagen, denn von hungrigen Menschen können wir keine Höchstleistungen mehr verlangen. Diese Notzeit können wir aber nur überstehen wenn jeder das Höchste zu leisten bereit ist. So liegt das Schicksal unseres Volkes zu einem ganz wesentlichen Teil in unseren Händen. Gross ist die Verantwortung und sehr schwer wird die Aufgabe sein, die uns gestellt ist, aber ich baue auf Euch! Ihr werdet nicht versagen, sondern in der gleichen Treue und Einsatzbereitschaft wie im vergangenen Jahre Euere Pflicht erfüllen. Unser Reichsbauernführer hat uns in seiner letzten Rede am 19. 11. 44 die Aufgaben aufgezeigt. Es sind zweifellos die schwersten, die uns bis jetzt gestellt wurden, aber wir werden sie lösen, weil wir sie einfach lösen müssen.

Als warnendes Beispiel sollen uns die Völker und Staaten dienen, die die letzte Härte und Einsatzbereitschaft nicht aufbrachten und im abgelaufenen Jahre kapituliert haben. Nicht Friede ist Ihnen zuteil geworden, sondern Schmach, Hunger, Verlust der Selbständigkeit und systematische Bolschewisierung waren die Folgen. Niemals darf es den Feinden gelingen, auch uns schwach zu finden. Mag es auch hart und schwer sein, den Kampf weiterzuführen; viel tausendmal härter und schwerer wäre es, das Schicksal zu ertragen, das uns von unseren Gegner zugedacht ist, wenn sie uns besiegen würden.

Mit unbegrenztem Vertrauen und unerschütterlicher Treue wollen wir daher dem Führer geloben auch im kommenden Jahre unsere Pflicht zu tun. Als steter Kraftquell aber und als Vorbild sollen vor uns stehen all die Opfer, die in höchster Pflichterfüllung das Heiligste für die Zukunft unseres Volkes gegeben haben. Sie dürfen nicht umsonst gebracht worden sein.

City über Englands Aussenhandelslage

Immer düsterer wird in London Citykreis die Stimmung hinsichtlich der Aussichten des britischen Aussenhandels in der Nachkriegszeit. Britische Geschäftsleute erklären, wenn die amerikanischen Pläne des internationalen Aussenhandels sich durchsetzen sollten, wäre England Stellung aussichtslos. England habe den grössten Teil seiner Kapitalreserve verloren. Die Vereinigten Staaten dagegen würden den Krieg mit unversehrten Kapitalhilfsquellen beenden und mit einer Produktionskapazität, die die englische turmhoch überrage. Dazu käme, dass England seine Rohstoffquellen zum grössten Teil verloren habe, während die Vereinigten Staaten ihre Rohstoffbasis besonders in Südamerika bedeutend verstärken konnten. England wisse heute noch nicht, welche Rohstoffgebiete nach den Kriegen sicher in seiner Hand sein würden. Dazu käme die Vergrösserung der amerikanischen Handelsflotte, sowie der Aufbau einer bisher konkurrenzlosen Luftmacht. Das Pacht-Leihsystem habe sich als ein Instrument zur Eroberung fremder Märkte erwiesen.

Die britische Regierung plant angeblich die Herausgabe eines neuen Weissbuches, in der die Lage des britischen Aussenhandels dargestellt wird. In Regierungskreisen verspricht man sich davon eine günstige Wirkung auf die Amerikaner. In britischen Wirtschaftskreisen aber ist man bedeutend zurückhaltender und glaubt nicht, dass der amerikanische Geschäftsgeist sich durch britische Weissbücher irgendwelche Fesseln anlegen lassen wird.

BLICK IN DEN SPORT

Weihnachtswunsch eines Sportlehrers

Eine ideale Fussballmannschaft utopisch kombiniert aus Blauweiss Berlin und Unione Triest / *Von Fr. Boevers*

Gausportlehrer Boevers, der in Friedenszeiten in Niedersachsen tätig war und später die bekannte Berliner Fussballmannschaft «Blauweiss» trainierte, weilt zur Zeit in Triest, wo er in seiner Freizeit die Betreuung des Triester Vereins «Unione» übernommen hat. Ihm, der sich dem Fussballsport mit «Haut und Haaren» verschrieben hat, kamen beim Training so einige Gedanken über eine Fussballmannschaft, die aus seinen beiden Vereinen gebildet werden müsste und die das Herz jedes Fussballfreundes — so meint Sportlehrer Boevers — höher schlagen lassen würde. Doch lassen wir dem Fachmann das Wort zu seinem Traum.

Seit ich hier in Triest die «Unione Sportiva Triestina» trainiere, überrasche ich mich immer wieder bei einem hochinteressanten Gedanken! Mal ganz einfach gesagt: ... Ich fühle mich in die Lage versetzt, aus dem Bestand meiner beiden Fussballmannschaften Unione Sportiva Triestina und Blauweiss/Berlin, eine neue Elf bilden zu müssen.

Der Wunschtraun

Ich würde es mir jedenfalls durchaus zutrauen aus diesem Spielermaterial eine Mannschaft zu gestalten, die — natürlich nach intensivster Vorbereitung — befähigt wäre, in Italien das Erbe der «Juventus» würdig zu übernehmen und die in Deutschland wiederum die Qualität besässe, Schalke 04 abzulösen. Und die 2. Mannschaft, die man ja dann auch noch zusammenstellen könnte, würde ebenfalls eine grosse Klasse zu präsentieren vermögen. Wenn ich dann gar noch Ernst Lehner, der lange Zeit bei Blauweiss war und an die 70mal in der deutschen Nationalmannschaft stand, mit einrechnen würde, so hätte ich für beide Mannschaften einen Rechtsaussen, die in ihrer Glanzzeit für jede Elf der Welt eine besondere Bedeutung gehabt hätten! Ernst Lehner und Piero Pasinati! Zwei Spielerpersönlichkeiten, die man auf dem ganzen Kontinent kennt!

Allein haben bisher beide Mannschaften in ihrem Lande keine Spitzenposition einnehmen können wie etwa in Italien Juventus Ambrosiana oder Bologna oder im Reich Schalke 04, 1.F.C. Nürnberg und die bedeutendsten Wiener Mannschaften. Die Triestina mit ihrem Material ist nie über den 4. Platz hinausgekommen. Trotzdem hatte die «Juventus» verraten, immer einen «höllischen» Respekt vor den Triestinern.

Blauweiss Berlin war gerade vor Ausbruch des Krieges auf dem besten Wege, in die vorderste Reihe der deutschen Mannschaften aufzusteigen; der dritte Platz in der Deutschmeisterschaft 1942 hat noch beste Kunde von nachhaltigem Schwung!

Auch Blauweiss kreiselt!

Wenn ein Berliner Sportschriftleiter in seiner Zeitung berichtete, dass die Mariendorfer Jungens ein prächtiges «Rasenschach» vorgeführt hätten und ein anderer von einem typischen «Blauweiss-Spiel» sprach, dann leuchteten mir immer die Augen.

Wie Schalke

Die Blauweiss-Mannschaft ist durch die Art ihres Spieles in Berlin und auch im Reich beliebt geworden. Man sieht es gern, das Mariendorfer Spielsystem. Es ist etwas eigenes, familiäres, es gehört zu ihnen. So werden sie auch in 10 Jahren noch spielen! Hertha BSC, Tennis, BSV, die Lufthansa, PSV, Wacker 04 oder Union Oberschöneweide zeigen sich anders, das weiss jeder Berliner Sportenthusiast. Nur die «Minerva» lässt in ihrem Spiel eine etwas ähnelnde Auffassung erkennen. Das «Kreiseln» wird an der Zastrowstrasse gross geschrieben. Dort verfolgt es den gleichen Zweck, wie bei den Schalker Knappen. Nämlich den Gegner zu verwirren und zu ermüden.

Auch ich, von Hamburg kommend — und damals noch an norddeutsche Verhältnisse gewöhnt — änderte an dieser im Ursprung schon traditionsgebundenen Spielweise nichts, sondern förderte sie nur noch mehr, weil ich sah, dass die Mannschaft auf dem rechten Wege war. Diese ranken, schlanken und körperlich feingliedrigen Mariendorfer Jungens mussten so spielen, um durch ihre Kombinationsidee die Kräfte der vor allen Dingen stärkeren Gegner zu erlahmen! Meine Spieler waren — nach dem Kraftwert gemessen — immer schwächer als der Gegner.

Aus dieser, auch naturgemäss für mich oft bitteren Tatsache, die eigenartigerweise im Laufe der Jahrzehnte sich niemals änderte und einfach gesetzmässig geworden war, mussten die ehrgeizigen und einzig fleissigen Jungens ihre Schlüsse ziehen. Und man tat es. Man arbeitete bis in die dunkle Nacht hinein im grellen Licht der Scheinwerfer! Es wurde geschafft! Eines Tages lief der «Kreisel»! Aber die Durchschlagskraft des Westfalensturms erreichte man nicht: es war nicht möglich!

Nur ein Vollblutstürmer!

Nur einer von den Fünfen machte eine beachtliche Ausnahme, der junge Mittelstürmer Gerhard Graf. Gewachsen auf eigenem Grund und Boden, spielte, kämpfte und schoss er für seine Mannschaft die Tore! Er war es eigentlich immer, der die Spiele entscheiden musste. Und das wurde ihm doch oft so bitter schwer und zuweilen auch gänzlich unmöglich gemacht, denn die Gegner wussten, wer gefährlich war!

Die beiden Triester Halbstürmer Trevisan und den Meisterschützen Rocco in der Blauweiss-Elf und die Mariendorfer mussten neue Terrassen und neue Tribünen bauen! Nach einer gewissen Zeit der Einfühlung und des Eingewöhnens in die Mannschaft würden sich meine beiden italienischen Kameraden bei uns so wohlfühlen, dass das an sich schon bedeutende Können dieser naturbegabten Stürmer sich zur Höchstblüte ausreifen könnte. Sie bekämen von allen Seiten die Bälle so meisterlich vor die Füsse jongliert, dass sie mit flammendem Herzen mittun würden, um alle vom Gegner gestellten Aufgaben siegreich meistern zu helfen. Zwischen ihnen aber würde die Rasanz und Spielbegeisterung eines Graf wahre Triumphe feiern, weil das scharfe Auge des Gegners nicht nur allein auf ihn gerichtet bleiben könnte!

Colaussi-Lehner!

Das wäre eine Weltsensation in Mariendorf! Ein Kontinentflügelpaar in einer Vereinsmannschaft! Zwei Spielerpersönlichkeiten, die für ihr Vaterland «Fussballgeschichte» geschrieben haben. Und was für eine!

Dann müsste ich allerdings auf halblinks den genialen Meisterstrategen Heinrich einsetzen, den «Szepan der Blauweissen» und auf die Schusswucht eines Rocco leider verzichten.

Colaussi - Heinrich - Graf - Trevisan - Lehner! Ja, das könnte schon den Schalkern und Wienern an die Nerven gehen! Durchschlagskraft, um Stahl zu brechen. Dynamit im Blauweiss - Sturm! Auch ohne Ernst Lehner, der bei den «Schwaben» in Augsburg heranwuchs; denn Piero Pasinati stand schliesslich 13 mal in der Weltmeistermannschaft und ist heuer noch einmal wieder jung geworden.

Berliner Läuferreihe bleibt!

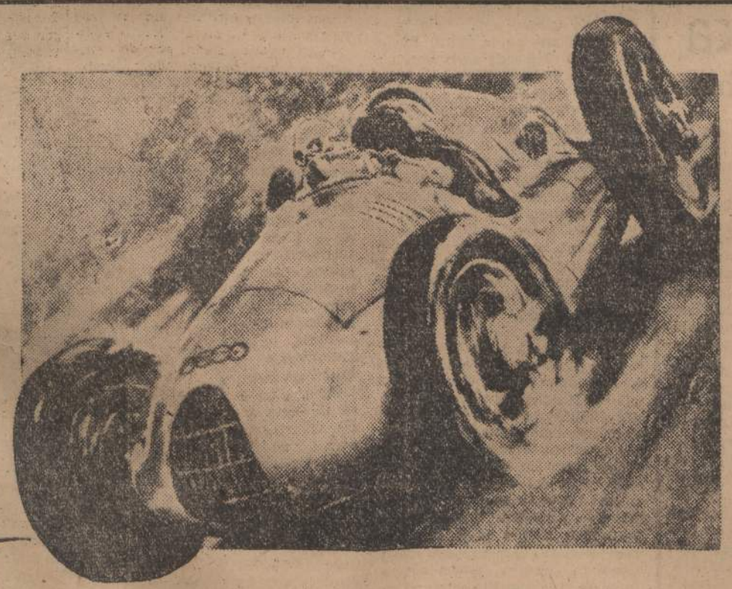
Sie ist von entscheidender Bedeutung für den Spielgedanken der Blauweiss-Elf. Die drei Musketiere haben 1942 der Mannschaft die Tore zum Eintritt in die Vorschlussrunde geöffnet. Ich will sie nicht voneinander trennen, wenn ich auch weiss, das mein Freund Rancilio, der in seiner Hochform der wertvollste Mannschaftsspieler der Triestina war, der bessere Mittelläufer ist. Auch von Grossek, dem jungen Nachwuchsmann der Mariendorfer, halte ich ungeheuer viel! Zunker, der rechte Läufer, ist der «Marathone der Mannschaft»; es gab keinen Ersatz in seiner Art. Seibert, ein gebürtiger Nürnberger, stand auf der anderen Seite und erspielte sich bei uns einen Namen. Er wird wieder nach Mariendorf zurückkehren, während ich jedoch auf Herberger, der als Gastspieler in Berlin ganz gross herauskam, wohl kaum rechnen kann.

Das technisch famose Berliner Verteidigerpaar Mauss-Hoffmann kann die Durchschlagskraft und Entschlossenheit ihrer italienischen Kameraden nicht erreichen. Gratton ist ein hochbegabtes Naturtalent, Presel, der sich in den letzten Wochen gewaltig verbessert hat, besitzt mehr «Nerve»!

Und nun der letzte Mann!

In Triest geht das Gerücht um, dass Tricarico ein Bündnis mit dem Teufel geschlossen habe. Grabitz war der Meisterschüler meines tüchtigen Vorgängers in Berlin. Auch er ist eine Hoffnung im deutschen Fussball!

(Fortsetzung folgt)



Der Krieg, der das Donnern der Motoren auf den grossen internationalen Rennstrecken jäh verstummen liess, hat auch dem siegreichen AUTO UNION-Rennwagen Halt geboten. Noch sind die gewaltigen Erfolge und Weltrekorde, welche die AUTO UNION als am Kraftfahrsport meistbeteiligtes Unternehmen der Welt errang und hält, in bester Erinnerung. Unvergessen bleibt das harte Ringen technischen und sportlichen Fortschritts um Bruchteile von Sekunden, das einst alle Welt in Spannung hielt, und bei dem es oft schien, als wäre die Automobiltechnik an einer Grenze angelangt, die eine weitere Steigerung nicht zuliesse.

Eine beispiellose Serie von Siegen war der zunächst sichtbare Erfolg! Mit jeder neuen Erkenntnis, jeder Verbesserung, mit der restlosen Beherrschung letzter konstruktiver Fragen aber dem Serienfabrikat von morgen und darüber hinaus der ganzen Kraftfahrt zu dienen, ist jedoch die grosse und eigentliche Aufgabe dieses rücksichtslosen Einsatzes!

Was rastloser deutscher Forschergeist und Fleiss geschaffen haben, kommt auch hier, wie auf den vielen anderen Gebieten, allen Völkern zugute. Auch heute, während Deutschland für Europas Zukunft kämpft, geht die Versuchsarbeit weiter! Unermüdlich arbeiten unsere Konstrukteure daran, die Motoren immer leistungsfähiger und die Fahrzeuge noch zuverlässiger zu machen. Nach dem Kriege aber wird der Rennwagen der AUTO UNION zu neuem Wettkampf um die Weltgeltung deutscher Technik antreten und seinen Siegeslauf fortsetzen.

AUTO UNION

Schrittmacher der Motorisierung

In der kundigen Hand des Arztes wurden deutsche Arzneimittel zu einem Segen für die europäische Volksgesundheit. Sie sind es auch heute. Millionen vertrauen ihnen und ...

Vertrauen ist der erste Schritt zur Gesundung!

BAYER

ARZNEIMITTEL

BUNKER-WEIHNACHT

Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1941

/ Von Hermann-Walter Döring

Heute ist Weihnachten. Merkwürdig — wir wollen es alle nicht glauben. War der Tag nicht wie jeder andere? Stumm und gedankenversunken hocken wir zusammengekauert in der Enge des Bunkers. Es ist kalt — uns fröstelt. Nur die zwei, die dicht am glühendroten Ofen sitzen, haben den Mantel aufgeknöpft. Deutlich sehen wir im Scheine des Feuers ihre Gesichter. Noch tragen sie die Spuren von 45 Grad Kälte. In Augenbrauen und Bartstoppeln klebt eisiger Reif. Sie kommen von draussen, aus dem Graben, haben eine halbe Stunde Wache gestanden. Erst nach einer Weile löst sich das Eis von Wimpern und Barthaaren, rinnt langsam in Zähren herab. Dort, wo sie die froststarren, maskenghaften Gesichter durchfurchen, bleiben helle Streifen zurück. Herrgott, wann haben wir uns das letzte Mal gewaschen?

Draussen tost immer noch der Schneesturm. Seit einer Woche schon rast er über das Land, Strassen und Wege mit mannshohen Wächten versperrend. Sein feines Singen ist uns zu einer unendlichen, peinigenden Melodie geworden. Können wir selbst im schützenden Bunker keine Ruhe vor ihm finden — muss er uns mit seinem Pfeifen bei Tage und Nacht daran erinnern, dass die Munition immer knapper, die Verpflegung Tag um Tag rarer wird, dass alle Nachschubwege zugeweht, für jeden Verkehr gesperrt sind? — Ja, wenn wir Schlitten hätten! Aber wer ahnte, dass uns sibirische Kälte hier, vor Moskau, mit dieser unmenschlichen Grausamkeit anspringen würde?

Wir sind abgeschnitten. Was der menschliche Feind nicht fertig brachte, gelang dem Widerpart Natur. Wie scheues Wild verkriechen wir uns vor seiner Grausamkeit in der schützenden Erde. Wir suchten Wärme und finden eisige, frostglitzernde Wände. Wir bauten aus leeren Benzinfässern Oefen und schleppten Stroh aus dem nahen Dorf herbei. Wir ertrugen das Unmenschliche und wehrten uns auch des anderen Feindes, dessetwegen wir all dies auf uns nahmen.

Nie dachten wir über diesen Kampf gegen die Kälte nach. Er entsprang nicht der Vernunft — er war von dem einfachen und primitiven Gesetz der Selbsterhaltung diktiert. Heute aber, am Weihnachtsabend, drängt er sich in unsere Gedanken. Machtlosigkeit, Hilflosigkeit befällt uns. Gewiss, wir leben. Das Gefecht um unser Dasein ist von uns gewonnen. Das andere aber, die Schlacht um das Hinterland, um die Verbindung zur Heimat, gewann die Kälte mit ihrem Vasallen Sturm, der mit dem Milliardenheer glitzernder Eiskristalle siegesheulend unaufhörlich über das Land reitet.

Er lässt uns auch im Bunker nicht ungeschoren. Wenn er sich im Ofenrohr verfängt, dringt beizender Qualm aus den lehmverschmierten Ritzen. Durch die deckenverhangene Schlessscharte stieben hunderte Kristalle in den kleinen Raum. Auch durch die Ritzen der Tür treibt er das glitzernde Weiss. Die spärlichen Flammen der Hindenburg-Lichter flackern im Windzug hin und her, lassen groteske Schatten an Wänden und Decke auf und ab tanzen.

Das ist unser Weihnachtsabend. Wir haben keinen Tannenbaum in unserer Mitte. Woher sollten wir die Lichter nehmen? Sie liegen hunderte Kilometer zurück, irgendwo in den Lagern des Verpflegungsamtes. Sie schlummern weit hinten in den Päckchen, die uns Mutter- oder Frauenhände liebevoll packten. Sie sind in einer anderen Welt. Zwischen ihr und uns steht die unbezwingbare Barrikade des meterhohen Schnees. Sie verwehrte den Geschenken der Heimat, den Briefen, dem Wein, den man uns heute abend auf den rohgezimmerten Bunkertisch stellen wollte, den Weg zu uns.

Seit der Sturm über das Land kam, haben wir nie viel geredet. Heute abend aber liegt das Schweigen drückend und schwer auf uns. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Jeder versucht wohl auf seine Weise mit dem Abend, mit dem Krieg, der Kälte und der Welt fertig zu werden. Dann und wann scheint es, als wolle einer etwas sagen. Die Ehrfurcht vor dem Schweigen der anderen aber verschliesst ihm den Mund.

Dann beginnen wir zu essen. Brot und Butter sind steinhart gefroren. Nur allmählich tauen die Lebensmittel an der Glut des Bezinfasses auf. Der Samowar, den wir aus einer brennenden Kate mitnahmen, summt leise. Wir finden aus unseren Gedanken in die Gegenwart zurück. Wir erzählen wieder.

Plötzlich horchen wir auf. Wehte der Wind aus der Ferne nicht das Krachen eines Einschlages herüber?... Jetzt hören wir es deutlicher.

Wenn die Frontsoldaten am Weihnachtsabend die Kerzen anzünden, kommt die Heimat zu ihnen
Aufn.: SS-PK. Fritsch

Wieder und wieder wird die Stille von dem trockenen Bersten einer Granate erschüttert. Nun kommt es näher. Das eben musste schon im Abschnitt der Kompanie sein. «Wollen die Iwan: etwa bei dem Wetter angreifen?...», der es sagt, ist der Gruppenführer. Langsam legt er Brot und Messer auf das Stroh und geht hinaus. Als er wiederkommt, hängen unsere Augen an seinen Lippen. «Anscheinend nur Störfeuer — sie bepfeffern den ganzen Abschnitt» — das sind seine Worte. Gemächlich essen wir weiter. Wenn eine Granate in der Nähe des Bunkers einschlägt, horchen wir eine Sekunde hinaus. Erde bröckelt dann von der Decke und den Wänden herab. Die gleichmässigen Schritte der Posten, die wir über uns im knirschenden Schnee im dumpfen Rhythmus wahrnahmen, sind nun verstummt. Sicherlich kauern die beiden Kameraden hinter einer schützenden Deckung.

Wieder ein Einschlag. Er muss ganz nahe gewesen sein. Der Luftdruck fegt die Glut aus dem Ofen, dass die Funken weit in den Bunker stieben. Was war das?... War es ein Schrei oder nur das Aufheulen des Windes? Angespannt lauschen wir hinaus. Stiefel poltern die eisigen Stiegen zu uns herab. Die Tür wird aufgerissen. Einer der Posten steht keuchend in ihrem Spalt. Eine eisige Kondenswolke stiebt zu uns herein. «Es hat ihn erwischt...», mehr sagt er nicht. Sofort rennen wir ihm nach, stolpern die Treppe hinan, hasten in den Graben. Die Kälte verschlägt uns den Atem. «Hierher» — schreit einer. Der Wind reisst ihm das Wort vom Mund.

Dann finden wir ihn. Zusammengekauert hockt er im Graben. Wenige Schritte von ihm ist das leuchtende Weiss des Schnees schwarz wie die Nacht: Der Einschlag. Man trägt ihn hinab. Vom nahen Dorf her lohnt blutroter Brand durch das Grau des stiebenden Schnees. Sonst ist es pechdunkel.

Als eine Stunde darauf der blonde Sturmmann aus Westfalen verbunden ist und still auf der Strohschütte nahe dem Ofen liegt, will die Schweigsamkeit uns noch mehr als zuvor erdrücken. Man merkt es jedem einzelnen an, wie er an der Last dieses Abends trägt. Nur der Verwundete blickt mit teilnahmslosen Augen starr zur Decke. Kein Wort der Klage kommt von seinen Lippen.

Plötzlich springt der Unterschärführer auf. Stumm zielt er die russische Pelzmütze über die Ohren, hängt sich die Maschinenpistole um und geht hinaus. Verwundert blicken wir ihm nach. Es dauert lange, bis sein Schritt wieder durch den Schnee knirscht. Ein schleifendes Geräusch mischt sich dazwischen.

Dann steht er in der Tür. Er lacht nun und reibt sich die froststarren Hände. Hinter ihm aber zerrt er einen Tannenbaum in die Enge des Raumes. Wortlos bohrt er dann fieberhaft ein Loch in den Boden, stellt das Bäumchen hinein, giesst ein wenig dampfenden Kaffee darüber und setzt sich zu uns. Minuten später ist die Tanne im Fussboden festgefroren. Wir sitzen da und starren sie an. Keiner regt sich — doch, einer kramt umständlich in seinen Taschen. Nach langem Suchen holt er einen kleinen Kerzenstummel daraus hervor. Von seinen mit Lumpen umwickelten Stiefeln löst er ein kleines Stückchen Draht, windet es um das Licht und befestigt es dann am Tannenbaum. Feierliche Stille herrscht, als er die Kerze anzündet. Unsere Herzen gehen auf.

Der Verwundete aber lächelt und nickt mit dem Kopf. Er fühlt, dass dies alles seinetwegen geschah. Seine Augen haben einen feuchten Glanz. Nur wenn ein naher Einschlag den Bunker erschüttert, zuckt es ein wenig um seinen Mund.

Später dann, als wir die Starre unserer Gemüter überwunden haben und unsere Gespräche um die Heimat, um die Frauen, Mütter und Bräute kreisen, als die Bilder der Liebsten von Hand zu Hand die Runde machen, kommt der Bataillonskommandeur zu uns. Der Sturmmann, der mit ihm eintritt, trägt einen kleinen Sack. Erwartungsvoll blicken wir ihm entgegen.

Der Kommandeur hat ein schalkhaftes Lachen in den Augen. Als er mit dem Verwundeten spricht, als er ihm Trost zuredet, vom Lazarett, von weissen Federbetten und der Heimat erzählt, lacht jener auch. Wir wissen nicht, wie es kommt — aber auf einmal sind wir alle froh. Ganz weihnachtlich wird uns plötzlich zumute. Es riecht nach versengten Tannenzweigen.

Dann bekommt unsere Gruppe ihr Geschenk: Eine Flasche Rhum. «Kocht euch einen Grog daraus», sagt der Sturmbannführer, «und trinkt ihn mit Andacht. Die Melder vom Stab haben ihn 30 Kilometer auf ihrem Buckel durch den hohen Schnee geholt».

Lange Stunden sitzen wir dann noch beieinander und erzählen und als längst der letzte Schein des kümmerlichen Kerzleins erloschen ist und nur noch die Glut des Ofens und die flackernden Hindenburglichter den Raum erhellen, ist das Leuchten des Lichtes dennoch bei uns. Es wohnt in unseren Herzen, die die Not der Stunde überwunden haben und nicht mehr mit banger Sorge dem Heulen des Sturmes horchen. Sein Lied scheint uns gewandelt. Es ist uns mit dem Singen des Samowars und dem Summen des Ofens zu einer heimeligen Melodie geworden. Wir feiern deutsche Weihnacht!

IM BLICKFELD DER ADRIA

TRIEST

Stärkere Luftschutz-Disziplin

Das Luftschutzamt gibt bekannt: «Der Termin von einer halben Stunde nach dem Alarmsignal für den Verkehr gilt nur für diejenigen, die sich in grösserer Entfernung von einem Stollen befinden, damit sie Zeit für Zuflucht finden. Um einer Bestrafung zu entgehen, hat die Bevölkerung die Pflicht, bei schneller eintretender Luftgefahr den nächsten Unterstand zu betreten ohne Zögern und ohne sich auf der Strasse aufzuhalten.

FRIAUL

Verlängerte Polizeistunde. Die deutsche Behörde gab die Anordnung, dass in der Stadt Udine der Beginn der Sperrstunden am 24. Dezember bis 23 Uhr und am 31. Januar bis 1 Uhr hinausgeschoben wird.

FIUME

Spontane WHW-Spende. Ein kleiner Kreis OT.-Angehöriger, die sich aus Anlass einer Beförderung und Auszeichnung eines Kameraden mit dem KVK I. Klasse mit dem Betriebsführer zu einem kameradschaftlichen Beisammensein zusammengefunden hatten, sammelten zugunsten des WHW die beachtliche Summe von 1650 Lire, die sie dem WHW-Beauftragten in der Operantionszone «Adriatisches Küstenland» überwiesen.

300 Baumstämme gestohlen. Dreihundert Baumstämme, die für Arbeiten im Kanal von S. Maria verwendetwerden sollten, wurden in einer einzigen Nacht gestohlen.

VENEDIG

Venedigs Weihnacht im Zeichen der Flüchtlinge

Das Weihnachtsfest in Venedig steht in diesem Jahr in besonderer Weise im Zeichen der Flüchtlinge, die sich vor der englischamerikanischen Besetzung aus Rom, Süd- und Mittelitalien nach Norden geflüchtet haben, wo sie vor allem in Venetien und in der Lagunenstadt Zuflucht fanden. Der Kardinalpatriarch von Venedig wird im napoleonischen Flügel der Prokuration, in denen sich die Flüchtlingsfamilien zu einer grossen Weihnachtsfeier zusammenfinden, die Krippe weihen, die von römischen, neapolitanischen und sizilianischen Künstlern geschaffen wurde.

Die nächste Ausgabe der «Deutschen Adria-Zeitung» erscheint am Dienstag den 26. Dezember, mittags.

Dopolavoro beschenkt Soldaten. Das Dopolavoro von Venedig verteilt anlässlich des Weihnachtsfestes an die in der Provinz Venedig befindlichen deutschen und italienischen Soldaten je ein Weihnachtspäckchen. Es werden überdies während der Festtage verschiedene Theateraufführungen und musikalische Darbietungen zur Unterhaltung der Soldaten veranstaltet.

PADUA

Weihnachtspäckchen an Verwundete. Die faschistische Federation der Provinz Padua verteilt anlässlich des Weihnachtsfestes 5 000 Päckchen an deutsche und italienische Verwundete, die in Lazaretten der Provinz Padua untergebracht sind. Die Päckchen sind von Mitgliedern des weiblichen Faschio gepackt und weihnachtlich geschmückt worden. Weitere Geschenkpakete werden an die Kriegswaisen der Provinz Padua verteilt.

TREVISO

Mittagstische für 10 000 Kinder. An den Mittagstischen, die vor einer Woche durch das Provinzialamt der Balilla in sechs Schulen von Treviso für bedürftige Kinder eingerichtet wurden, nehmen zur Zeit 850 Kinder, vorwiegend Flüchtlingskinder, teil. In den nächsten Tagen werden noch weitere drei Mittagstische eröffnet. Ausser in Treviso sind in vierzehn Orten der Provinz Mittagstische für Kinder eingerichtet worden, die über 10 000 Kinder pro Tag eine warme Mahlzeit gewähren.

Winter-Sonnenwende

Weihnachten astronomisch betrachtet: Es ist die Zeit der Wintersonnenwende, die Zeit, in der die Sonne für die nördliche Halbkugel ihren niedrigsten Stand erreicht, um ihren vermeintlichen täglichen Lauf bis zur Sommersonnenwende im Juni wieder zu verlängern, zugleich aber auch am Himmel höher zu steigen. Das bedeutet für die Pflanzen- und Tierwelt mehr Licht und Wärme. Mehr Licht und Wärme führt weg von winterlicher Erstarrung zu neuer Kraft, neuem Wachstum, neuem Leben entgegen. Mag man die länger werdenden Tage auch in den nördlicheren Breiten Europas in der ersten Hälfte des Januar noch nicht so bemerken, in der zweiten Hälfte Januar wird die längere Tageszeit schon spürbarer, insonderheit aber im Februar, wenn auch gerade dann erst die winterliche Kälte — weniger im sonnigeren Süden — ihre den Menschen peinigenden Höhepunkte erlebt.

Wintersonnenwende, Fest des Lichtes, der Erleuchtung! Hohe Nacht der klaren Sterne! — Tiefer, höher scheint der Himmel in diesen kalten klaren Nächten; heller und greifbarer scheinen die Sterne, die funkelnd unruhigen und die ruhig strahlenden. Es ist ein blanker Himmel. Wie neu und feierlich wölbt er sich über der Erde, bereit sich wieder der wachsenden Sonne nach winterlichem Verhalten zu neuer und schwerer Arbeit zu vermählen.

Hohe Nacht, hohe Zeit, Hochzeit des Lichtes und doch zugleich auch seine Wiedergeburt. Wieviel Hoffnung umschliesst diese Wende und Wiedergeburt des Lichtes! Wie ungleich viel mehr Hoffnung knüpft der Mensch daran in schwerster Kriegszeit. Und wie keimt aus dieser winterlichen Finsternis mit den länger werdenden Tagen und kürzeren Nächten das menschliche Wünschen, die Kraft zur Selbsterhaltung, zu neuen Taten und neuem Schaffen einer besseren Zeit menschlicher Gemeinschaft entgegen. Hohe Nacht der klaren Sterne — Symbol allein menschlichen Hoffens, das aus dem tiefen Dunkel der Gegenwart vielfältig wie die ungezählten Sterne gross und klein, ruhig und funkelnd aus Millionen Menschenherzen in eine neue Zukunft lebenswert und sehnsüchtig aufleuchtet.

Könnte jemals solchem Denken und Fühlen etwas näher kommen als der lichtgeschmückte Tannenbaum? Jener Baum, der nicht nur im Sommer grünt, nein auch im Winter, wenn es schneit: das Sinnbild ewigen Seins, des Ausharrens, des Widerstandes gegen der Beharrlichkeit im Glanz des Lichtes, das jede auch noch so schwarze Nacht bis in alle Ewigkeit hinein doch wieder zum sonnendurchwärmten Tage auch für sterster menschlicher Gemüter werden lässt.

ES.

Servolaner Leckerbissen

Im weiteren Sinne nannte man «Jucka» so die Milchfrauen, im engeren Sinne jedoch die Brotfrauen von Servola. Heute sind sie beide aus der Mode, als solche. Ich meine als «Jucka» (sprich: Juzka); denn sie tragen, sofern sie jung sind, Seidenstrümpfe, kurze Röcke und schminken sich auch gern die Lippen. Mit einem Wort, in «Zivil» sind sie nun von keiner anderen Triestinerin mehr zu unterscheiden. «Juca» ist angeblich eine slowenische Bezeichnung, die jedoch rein «rand-triestinerisch» ist. Als «Jucka» bezeichnete man in Triest sämtliche Sloweninnen, die mit Milch oder sonstigen Landprodukten in die Stadt kamen.

Sie waren eine liebe, sympatische Erscheinung. Die Triestiner verspotteten sie, weil sie den Triestiner Dialekt verdrehten, aber man kaufte gern von ihnen, weil sie ehrlich und sauber waren.

Die typischesten von ihnen waren die Servolanerinnen. Zu diesen gehörte, ursprünglich und bevor es eine elektrische Strassenbahn gab, das Grautier. Der Servolaner Esel (im Volksmund: «mus de Servola») hat zu vielen Witzen den Stoff geliefert. Auch ein Lied hat ihn verewigt: «Mi col mus, ti col tram, andemo a Servola doman...» (Ich mit dem Esel, du mit der Strassenbahn, wir ziehen morgen nach Servola... -zum Heurigen) Also, mit dem reichbeladenen Grautier kamen sie in die Stadt. Auf dem Rückwege ritten sie selber darauf. Es gab in der Via Carducci, dort wo jetzt die Marktballe steht, auch einen Eselstall (stalla dei mussi), wo die «Jucke» stationierten, ihre duldsamen Vierbeiner einstellten und zu Fuss ihren Geschäften nachgingen. Kleinere Eselställe waren in der ganzen Stadt verstreut. Jeder Hof mit Einfahrt diente dazu.

Hier aber sei nicht von «Jucke» und ihren Eseln im allgemeinen, sondern von der Servolaner-Brotfrau im besonderen erzählt. Das Servolanerbrot war eine Spezialität. Und man war stolz darauf, es dem Fremden als das «pan de biga» anbieten zu können. Es war ein festgeknetetes, blasenfreies, doch leichtes, aus reinstem 00 - Weizenmehl hergestelltes Weissbrot. Die Verarbeitung war Familiengeheimnis und übertrug sich in der Familie auf die weibliche Nachkommenschaft. Als Kaiser Franz Josef I. einige Servolanerinnen nach Wien kommen liess, wo sie in der Hofbäckerei das heimische Weissbrot backen sollten, wurde nichts daraus, denn Servolanerbrot kann *nur* in Servola hergestellt werden. Das mag sonderbar klingen, aber es ist so. Dabei soll die Herstellung höchst einfach und primitiv sein. Fachleute meinten, es könne am Wasser liegen. Theoretisch möglich, aber auch diese Annahme wurde durch die Tatsache widerlegt, dass das Wiener - Wasser sich zum Brotbacken vorzüglich eignet.

Ein unternehmungslustiger und angeblich tüchtiger Mailänder gedachte in Mailand eine Filiale von Servola errichten zu können und engagierte einige der Brotfrauen. Auch dies endete mit einem Reinfall. Nichts zu machen: das Servolanerbrot wurde nur in Servola richtig gebacken!

Eines Tages wurde das Brotbacken in Servola abgeschafft. Das Warum ist in ein Dunkel gehüllt. Jedenfalls hörte es kurze Zeit vor Ausbruch dieses Krieges auf. Böse Zungen meinten, es sei aus hygienischen Rücksichten verboten worden. Dies erscheint aber nicht glaubhaft. Das Servolanerbrot war jedenfalls ein herrliches Weissbrot, von dem man nur hoffen kann, dass es eines Tages, wieder den Weg in den Brotkorb finden möge.

W. Rose

UNSER AUSLANDSBERICHT

Rote Rekruten nach Afrika

Juden und Amerikaner schmuggeln Menschen

MADRID

Ausser in Süd-Frankreich sind in Algier und Casablanca Rekrutierungslager der internationalen Brigade zur Bolschewisierung Europas eingerichtet worden, hat der kürzlich verhaftete kommunistische Funktionär Rudolf Kampf erklärt. Aus allen Teilen der Welt werden, vor allem in Casablanca und Algier, rote Rekruten gesammelt, die unter Führung sowjetischer Offiziere stehen. Die Zahl der bisher Rekrutierten beläuft sich auf mehr als hunderttausend Mann. Sie sollen sofort in Marsch gegen Europa gesetzt werden, sobald Deutschland besiegt wäre. Der verhaftete Kampf gab ferner zu, dass die aus Komintern-Mitgliedern bestehende Rekrutierungskommission aufs engste mit dem nordamerikanischen Roten Kreuz zusammenarbeite sowie mit der Quäkerorganisation, die mit entsprechenden Ausweisen versehene Kommunisten durch alle zugänglichen Konzentrationslager und Gefängnisse der Welt schicken, um geeignete und moskauhörige Insassen im Namen der «Humanität» zu befreien, sie über die nordamerikanischen Konsulate mit falschen Papieren zu versehen und sie nach Nordafrika zu schicken, wo sie sofort in die im Entstehen begriffene Armee der internationalen Brigade eingereiht würden.

Eine führende Rolle spielt bei diesem organisierten Menschenschmuggel vor allem der Jude Hirschfeld, der als Sekretär des nordamerikanischen Rote-Kreuz-Büros Blickenstaff fungiert und ein bezahlter Agent Moskaus ist. Hirschfeld ist durch seine Beziehungen in der Lage, stets als Schutzengel für seine Klienten aufzutreten. Wenn er keine Möglichkeit mehr hatte, seine engsten Mitarbeiter in den Dienst seines Menschenschmuggels zu stellen, stattete er sie mit einem nordamerikanischen Visum aus und schob sie nach Nordamerika ab, wo sie als Agenten zur Bildung der «Union der amerikanischen und sowjetischen Arbeiter» auftraten und ungehindert ihr Zersetzungswerk, das sie in Europa begonnen hatten, fortsetzen konnten. Auch der erwähnte Rudolf Kampf stand vor der Ausreise nach den USA.

Durch seine Verhaftung sind die nordamerikanischen Behörden dahintergekommen, dass ihre eigenen Angestellten von den Komintern missbraucht werden, um nach Amerika einreisen zu können. Die von den nordamerikanischen Politikern häufig aufgestellte Behauptung, der Kommunismus werde in den USA niemals Eingang finden, ist damit widerlegt. Die nach Amerika Verfrachteten wurden drüben sofort von den «Freunden der Sowjetunion» in Empfang genommen und betreut, so dass sie bei der Polizei als «tabu» galten, die sonst alle Neuankömmlinge sehr scharf unter die Lupe nimmt. Um dem Betrug die Krone aufzusetzen, stellte der Jude Hirschfeld seinen für die Reise nach den USA bereiten Klienten einen amtlichen Ausweis aus, dass sie niemals Kommunisten oder Anarchisten gewesen seien. Auch der verhaftete Rudolf Kampf besass einen solchen und erhielt auf diese Bescheinigung hin die notwendigen Ausreisepapiere von den nordamerikanischen Passbehörden, die in Hirschfeld einen loyalen Beamten sehen, der nur das Wohl der nordamerikanischen Nation verfolgte. Die nordamerikanischen Einwanderungsbehörden sind jetzt dabei, die Personalien aller im Laufe der letzten zwei Jahre Eingereisten nachzuprüfen, die eine Empfehlung und ein Leumundszeugnis von Hirschfeld besassen.

Die Oberaufsicht über die Bolschewisierungsvorbereitungen, die in Nordafrika für Europa getroffen werden, führen die Mitglieder des bolschewistischen Geheimbundes «Für das sowjetische Mittelmeer», dem ausser dem sowjetischen Botschafter im Libanon, Nowikow, der Kommunistenführer Marty, der soeben avancierte italienische kommunistische Minister Togliatti und die berüchtigte rotspanische Kommunistin Passionaria angehören. Auch die Unterführer der nordafrikanischen Bolschewisierungsorganisation, die französischer, spanischer und polnischer Abstammung sind, wurden sämtlich in Moskau politisch geschult. Kampf hat erklärt, dass die französischen Kommunisten und ihre Helfershelfer Moskau in Frankreich viel Arbeit abgenommen hätten und dass die in Nordafrika vorbereitete bolschewistische Avantgarde sich jetzt ausschliesslich mit den übrigen, bisher noch nicht von Moskau durchsetzten Gebieten befassen könne.

b-d.

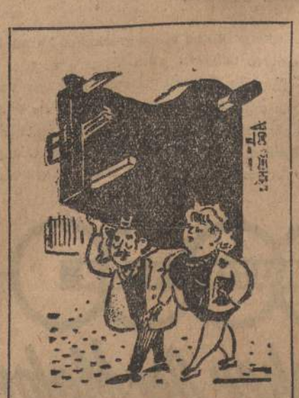
HUMOR - ITALIENISCH GEWÜRZT

Zeichnungen Pompeo (3), Brivido (2).

Optimisten. «Fröhliche Weihnachten, schöne Nachbarin». «Danke, ebenfalls».

Wertschätzung. «Mein Schwiegersohn ist ein Zahnarzt mit grossem Ruf». «Tatsächlich, man hört die «Rufe» seiner Patienten bis auf die Strasse».

«4000 Lire das Stilleben? Vor zwei Wochen haben Sie nur die Hälfte verlangt». «Stimmt, aber solche Leckerbissen werden zu Weihnachten immer teurer».



«Sie ist eine grosse Sängerin und lässt sich nur vom Flügel begleiten».

Der Kriminalist. «Diese Fingerabdrücke scheinen mir nicht ganz frisch zu sein».